9:24

30.2610

mh

Historische Darstellungen

zu mehr individueller Kenntniß der Zeiten und Personen.

von

Karoline von Woltmann.

H. V.

Müller

Halberstadt.
In H. Voglers Buch und Kunsthandlung.
1820.

G : 24

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe: G
Zahl: 24

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorrede.

Die Chroniker und Geschichtschreiber des Mittelalters und der darauf zunächst folgenden Jahrhunderte, die Memoiren dieser letzteren sind voll von einzelnen Begebenheiten und Zügen, welche ein eigenthümliches Licht auf Zeiten und Personen der Historie werfen. Der Geschichtschreiber, welcher sie benutzt, darf nur Einzelne davon auswählen, um seine Darstellung nicht damit zu überladen; andere, die keinen Bezug auf den Stoff derselben haben, bleiben ihm ganz verloren, und außer ihm haben wenige Menschen Zeit und Lust dergleichen, mehrentheils in abschreckender Sprache und Ausdehnung abgefaſſte, Werke zu lesen. So bleibt viel Merkwürdiges, Aufklärendes und Schönes unbekannt.

Schiller versuchte Memoiren aus den frühern Jahrhunderten zu übersetzen; aber der Uebelstand des großen Umfanges ward dabei nicht beseitigt, und das Publikum

bezeigte wenig Theilnahme für ein Unternehmen, dessen Interesse auf Neigung zu einem eigenthümlichen Studium, dem Studium der Vergangenheit, und auf eine gewisse Selbstverläugnung zu Liebe desselben berechnet war.

Ich habe aus dergleichen Chroniken, Geschichtsbüchern und Memoiren einzelne bedeutende und charakteristische Züge und Begebenheiten ausgehoben, aus denen sich ein kleines Ganzes bilden ließ, und dieses, ohne alle weitere eigene Zuthat, als die hiezu erforderliche, gestaltet. Den Geist der Zeiten trachtete ich dabei, auch insofern er sich in der Sprache abspiegelt, so viel als möglich zu bewahren, und durch die Zusammenstellung einen gewissen Zusammenhang des Einzelnen zu bewirken.

Findet dieser Versuch eine günstige Aufnahme, so werden dem gegenwärtigen Bändchen mehrere folgen, von denen das nächste die letzte Empörung der Maurer in Granada, unter der Regierung Philipps des Zweiten und den höchst interessanten Kampf der flandrischen Städte gegen den Grafen Ludwig von Flandern, am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, zum Gegenstand haben würde.

I.

Solymann des Zweiten Belagerung von Malta im Jahre 1565.

Die Geschichte der neueren Zeiten kennt keine Kämpfe, wobei kriegerische Standhaftigkeit, hartnäckiger Verwegenheit, Schwung des Glaubens und Muthes, alle Gefahr verachtender Wildheit, mit so ausdauernder Gewalt entgegengesetzt wären, als in den Kriegen der Spanier, Italiäner und Deutschen wider die Türken im 16ten Jahrhundert. Dem Besitze der Küstenländer und Inseln des Mittelländischen und Atlantischen Meeres galt mehrentheils dieser Kampf, welche baar der Cultur und Religion, die aus ihnen, in den rauheren Welttheil verpflanzt, blüheten, größtentheils schmachteten unter dem Joche des trotzigen und kräftigen Barbarengeschlechtes, das ihre Lage benutzte, die Europäische Christenheit zu bedrängen. Die zwischenliegenden Meere trugen die feindseligen Flotten gegeneinander; Sturm und Wogen nahmen Antheil an der Entscheidung des Sieges zwischen zwei Welttheilen, zwei Religionen, zwischen Völkern, gleichsam nicht von einer menschlichen Natur.

Solymann hatte dem Malteserorden, dessen Macht zur See er scheuete, Rhodos nebst allen Plätzen, Ve-

sten und dem Grundgebiete, welches er in Asien, Griechenland und dem Archipelagus besessen, jüngst aus Tripolis auf der Küste von Afrika entrissen, und beschloß dessen gänzliche Vertilgung, als die Ritter, nach der Uebergabe von Rhodos, neuerdings zum Angriffe wider ihn mit Philipp dem Zweiten von Spanien verbündet, die Meere durchstreiften und mit ihren Schiffen den Strand von Afrika und Asien beunruhigten. Außerdem schien die Insel Malta ein gelegener Stapelort für die Türkischen Flotten bei Angriffen der Pforte wider Spanien, Sicilien und Neapel, eine Vorburg des Reichs wider Anfälle der christlichen Seemacht von dorther.

Gegen das Jahr 1565 rüstete er ein gewaltiges Kriegsheer. Dragut, der König von Algier, der gefürchtete Pirat, erhielt Befehl, so viele Schiffe zusammenzubringen, als möglich. Nach Malta wurden Vestungskundige gesandt, welche, unter der Verkleidung von Kaufleuten, die Gelegenheiten des Ortes, die Höhe der Mauern, die Tiefe der Gräben erspähen, und dem Sultan einen Grundriß von Lage und Gestalt der Vestung entwerfen mußten.

Als man in der Christenheit von jenen mächtigen Rüstungen des Türken vernahm, noch ohne bestimmte Vermuthung, wohin dieser furchtbare Sturm ausbrechen werde, war Jedermann voll Bangen und Spannung. Garcias von Toledo, der Bruder Herzog Alba's,

war Vicekönig von Sicilien; besorgt um die Afrikanischen Besitzungen König Philipps, sammelte er eiligst eine Kriegsflotte und schiffte gen Afrika. Im Vorübersegeln landete er auf Malta und verhieß daselbst dem Großmeister des Malteserordens, Johann Lavalette Parisot, den Beistand seines Königs, im Falle der Orden angegriffen werden sollte. Da that Lavalette ihm dar, welche Bedürfnisse auf der Insel mangelten, und bat um Beihülfe; und Garcias versprach nach Trapano zu senden, um von dort an Korn und Lebensmitteln so viel herbeischaffen zu lassen, als in dieser äußersten Noth möglich wäre. Auf diese Verheißungen begann Lavalette, ein Mann von hohem Gemüthe, die Stadt und die Vestungswerke stärker zu befestigen, traf Kriegsrüstungen, sorgte für Vorräthe und ordnete Truppenaushebungen an, die Insel hindurch. Garcias aber landete zu Tunis, versah die Veste am Eingange des dortigen Hafens mit Soldaten und Kriegsvorrath aller Art, kehrte dann zurück, mit eben der Eile, womit er gekommen war, und wählte zum Aufenthalte Messina, als gelegenen Punct, im Falle die Türken ihre Waffen wider Malta kehrten. Von Messina sandte er dem Großmeister zwei Fähnlein Spanisches Kriegsvolk, unter Johann von Cardona. Mit ihnen landeten 350 Italiänische Krieger, die auf Befehl von Lavalette gewor-

ben waren; auch Lastschiffe mit Vorräthen in großer Menge, welche dieser alle an sich kaufte.

König Philipp sah ein, wie von der Erhaltung Malta's die Unversehrtheit Italiens abhing, und hatte seinen Befehlshabern in den Provinzen, den Hauptleuten der Schiffe, geboten, sich den Befehlen von Garcias bereit zu halten; deßgleichen seine Vasallen und die befreundeten Fürsten in Italien aufgemahnt, 20,000 Mann Fußvolk auszuheben; nicht, auf daß die Krieger sofort in Sold träten, sondern nur, damit sie bereit wären, bei dem ersten Gebote zu den Fahnen zu stoßen.

Die Türkische Flotte segelte ab von Konstantinopel, und landete am 26sten März in dem Hafen von Modon, auf der Halbinsel Morea. Sie führte 7000 Fußvolk von den Besatzungen in Kleinasien, 1000 von denen aus der Insel Metelin, 4500 Janitscharen, die man für den Kern der Türkischen Kriegsmacht hält. Hiezu kamen 13,000 Freiwillige, Männer, die von einem Tribute der Priester bei den Türken unterhalten werden, 1,200 Mann von den Besatzungen Thraciens, das jetzt Romanien heißt; außerdem 2,000 andere Freiwillige, welche Hoffnung auf Beute zum Kriegsdienste gelockt. Alle diese Fußvölker beliefen sich auf 30,000 Streiter; den Oberbefehl hatte Bassa Mustapha, ein erfahrner Feldherr.

Zu Modon hielt derselbe Heerschau; dann schiffte

er sich ein auf ein Schiff, das Bassa Piali aus Konstantinopel gebracht; die Zahl der Schiffe seiner ihm folgenden Flotte bestand aus 130 Galeeren, wozu 10 hülfsgenössische aus Rhodos, 2 aus Metelin, und 17 andere stießen; so, daß sie 159 Ruderschiffe zählte, zu denen man 22 Lastschiffe gesellte.

Malta ist eine Insel im Sicilianischen Meere, zwischen Sicilien und Afrika gelegen, 270 Meilen (zu 60 auf einen Grad, so oft der Ausdruck vorkommt) von Tripolis und der kleinen Syrte, nur 60 Meilen vom Kap Passaro entfernt; sie hat 60 Meilen im Umfange, 20 in der Länge, 10 in der Breite; nur durch einen 4 Meilen breiten Meeresarm wird von ihr ostwärts die Insel Gozzo getrennt, welche die Alten Gaulos nannten. Der Hafen ist ein Meerbusen gegen Norden, Sicilien gegenüber, ohngefähr 1000 Schritt landeinwärts gebogen. Eine Landzunge schießt mittendurch hin, und theilt ihn bis zur Mündung in 2 Buchten; ein Felsen auf ihrer Spitze trägt das Schloß St. Elmo. Die Bucht zur Linken heißt Mazza Mucetto, und hat einige Windungen. In der Bucht zur Rechten werden 4 ziemlich geräumige Busen durch 3 andere Landzungen gebildet; auf der nächsten liegt das wohlbefestigte Schloß St. Michael, dessen Werke den ganzen Raum von der Mitte bis zur Spitze dieser Landzunge umfassen. Auf einer andern befindet sich die Stadt Borgo, die

ebenfalls befestigt ist, so wie auf ihrer Spitze das Schloß St. Angelo. Acht Meilen von diesem Hafen, in der Mitte der Insel, liegt die Stadt Malta. Die ganze Insel besteht aus Felsen.

In alle jene Schlösser waren gute Besatzungen auserlesener Französischer, Spanischer und Italiänischer Krieger, deren Lavalette, außer 1000 Seeleuten von bewährtem Muthe, 1000 unter Waffen hatte, nebst 500 Einwohnern, denen man 1000 andere aus der Insel zugesellt hatte, mit Handröhren bewaffnet. Auch befanden sich bei ihm 500 Ritter, und im Schlosse St. Angelo 50 auserlesene derselben unter dem Oberbefehle von Garzerano Ros Catelanos. Man legte eine auserwählte Schaar, dazu die Mannschaft von 2 Galeeren, in das Schloß St. Michael; Asdrubal Medicis ward ihnen zum Führer gegeben. Mit diesem schloß daselbst der Admiral Pedro del Monte, der späterhin Großmeister des Ordens ward, nebst einer beträchtlichen Zahl von Italiänern, sich ein, wobei Franzesko Zanoguerra und Carlo Rufo sich befanden, beide Hauptleute von Galeeren. Das Schloß St. Elmo hielten 60 Mann besetzt, zu denen man 60 Ritter und ein Fähnlein Spanier legte. Ludwig Broglio, ein Piemontese, war der Führer. Die Besatzung der Insel Gozzo bestand aus 80 Kriegern, unter Johann Toreglias von Majorka. Die alte Stadt vertheidigten der Portugiese Piedro Mes-

quita, Johann Vagnone und 6 Ritter, mit 1,500 Fußvolk auserlesener Krieger. Wilhelm Coppier, der Marschall des Ordens, hielt das Feld mit 30 Rittern, 600 Kriegern zu Fuß und 200 Bewohnern der Insel zu Roß, um hie und dort dem Unvermutheten des Zufalls zu begegnen.

Bei günstigem Winde war die Türkische Flotte am ersten Tage des Junius von Morea abgesegelt, und landete zu Marza Sirocco, einem Hafen der Insel Malta gegen Osten. Hier bedrängte sie ungünstige Witterung; sie segelte nach Maggiore, einem andern Orte derselben, kehrte aber am nächsten Tage nach Marza Sirocco zurück, und schon in der folgenden Nacht setzte Mustapha seine Truppen an's Land, von denen ein beträchtlicher Haufe in der Frühe nach St. Catharina zog, einem 2 Meilen von dort entfernten Dorfe.

Sobald Lavalette die Ankunft der Türken erfuhr, ordnete er Gebete und heilige Umgänge an, 40 Stunden hindurch. Darauf sandte er 500 Mann aus der Stadt, die Stärke des Feindes und wohin derselbe seine Richtung nähme, auszukundschaften. Sie wurden mit den Türken handgemein, und mußten, deren Anzahl nicht gewachsen, anfangs weichen. Doch von der Stadt aus wurde dieser Kampf beobachtet; sofort eilten einige Ritter, mit ihnen viele Soldaten, unter Anführung Johann's von Eguerra, den Ausge-

sandten zu Hülfe. Als jene das Schlachtfeld erreichten, stellte der Kampf sich her; nach einem hartnäkkigen Gefechte wurden die Türken zurückgetrieben, 60 von ihnen blieben todt auf der Wahlstatt, viele waren verwundet.

Am folgenden Tage rückte Mustapha selbst mit 12 Fähnlein heran, die Vestungswerke auszukundschaften. Er hatte Ribera bei sich, einen in Sklaverei gerathenen Ritter, den er über die Angelegenheiten der Christen, die Beschaffenheit und Stärke von Malta, und von welcher Seite es am vortheilhaftesten anzugreifen wäre, auszuforschen pflegte. Von der Stadt gab man Feuer auf die Türkischen Heerhaufen und machte einen Ausfall; Mustapha ließ ab vom Kundschaften und wandte sich rüstig zum Gefechte, auch dießmal nicht mit besserem Erfolge, als beim vorigen Treffen; denn 150 Türken wurden getödtet, wogegen die von Malta nur einen Ritter und 11 Soldaten an Todten und 30 Verwundete zählten.

Darauf hielten die Türken Kriegsrath, und beschlossen ward, zuerst das Schloß St. Elmo anzugreifen. Mustapha theilte demnach sein Kriegsvolk in 3 Haufen; einen Theil sandte er gegen das Schloß St. Elmo, ein andrer sollte ein Fort der Stadt auskundschaften, welches das Fort Provanie hieß, der dritte war bestimmt das Geschütz heranzubringen. Die

gegen die Vesten Geschickten wurden zurückgeworfen; die Letzteren brachten binnen 2 Tagen 12 Stück Geschütz nach Mucetto, mit Ochsen bespannt, an denen Ueberfluß vorhanden war, weil die Bewohner der Insel mit hartnäckiger Nachlässigkeit den Aufruf versäumt hatten, ihre Heerden vor Ankunft der Türken in die Stadt zu treiben.

Sobald das Geschütz angelangt war, errichtete man Schanzen, und eröffnete die Laufgräben; und am folgenden Tage wurde von einem Hügel zuerst die Kette mit 2 Kanonen beschossen, welche die Bucht zwischen der Stadt und dem Fort St. Michael schließt, dann die in jener liegenden Schiffe und die gegenliegenden Häuser: zum Nachtheil der Belagerten.

An eben diesem Tage war auch Ulucciali, ein Calabresischer Renegat, bei Malta mit 5 Galeeren gelandet. Ulucciali, „der feile Hali!“ nannten ihn die Christen, aus Verachtung und um so größeren Haß, weil er zuerst nach Barbarossa sich zum Bassa und Admiral der Flotte emporgeschwungen. Er kam von Alexandrien, dessen Besatzung unter seinem Befehle stand, und stieß zu der Türkischen Flotte, die vor Malta lag.

Da begab sich der Admiral Johann von la Cerda zu Lavalette, begehrte Verstärkung und was sonst zur Vertheidigung des Schlosses St. Elmo von Nöthen war. Er verglich dasselbe von nun an einem

Körper, der von einer tödtlichen Schwäche angegriffen, unaufhörlich Nahrung heischt. Lavalette erkannte wohl die Wahrheit seines Vergleichs, und war bewegt von dem Verhängnisse, das so viele bedeutende Männer bedrohete; weil er jedoch voraussah, wie der ihm verheißene Beistand nicht alsbald anlangen möchte; wie die Feinde, gab er das Schloß auf, sofort zur Belagerung der Stadt sich anschicken würden, hatte er beschlossen, es solle vertheidigt werden, so lange als möglich; ja, selbst beschlossen, die Vertheidiger daran zu wagen, damit es behauptet würde. Er sprach dem Admiral muthig zu, und sandte nebst einer Verstärkung von 150 erwählten Kriegern, ihn zurück nach St. Elmo. Unterdessen war auch Dragut, der Corsar, der Fürst von Algier, welcher viel bei Solymann galt, und ohne dessen Rath die Bassen nichts unternehmen sollten, weder zu Lande noch zur See, mit 13 großen Schiffen und 2 kleineren Galeeren, worauf 1400 Krieger sich befanden, bei Malta zu den Türken gestoßen, und wurde von diesen ehrenvoll empfangen. Er soll die Art, wie die Anführer den Krieg begonnen, nicht gebilligt haben; weil sie nicht zuerst der Insel Gozzo sich bemächtiget und dann die nahegelegene Stadt belagert hätten. Wären diese Puncte gewonnen; so sey den Christen die Straße versperrt, auf welcher ihnen Hülfe nahen könne, und man habe der übrigen Insel gleichsam

die nährende Brust entzogen. Dagegen that Mustapha dar, wie das Schloß St. Elmo zuerst habe angegriffen werden müssen, um der Flotte einen festen Standort in dem Hafen von Mucetto zu erobern, welcher einen sichern Ankerplatz bot, wogegen die Witterung gleich anfangs sie aus Marca Sirocco vertrieben. Auch war er angestrengt thätig, alle Schwierigkeiten durch Eifer und Abeit zu überwinden. Der Felsenboden der Insel gestattete nicht, die Laufgräben weiter zu führen; er ließ von zusammengefügten Balken und Bohlen, die er mit Stroh und Koth ausfüllte, gleichsam eine Mauer bereiten, damit hinter solcher Vorwehr die Krieger gedeckt wären; das Werk rascher zn fördern verwandte er zu demselben die Ruderknechte von 40 Galeeren.

Am letzten Tage des Junius waren 14 Kanonen wider das Schloß St. Elmo, vorzüglich gegen den Wall gerichtet, den man kürzlich davon abgesondert und neu befestiget hatte. Das Feuer begann. Vom äußersten Ufer, das jenseit des Hafens von Mucetto ins Meer tritt, spielte aus einer Batterie von 4 Kanonen, welche Dragut hatte errichten lassen, ein unablässiges Kreuzfeuer gegen Schloß und Wall. Indem nun der Letztere zu wanken und einzustürzen begann, die Christen mit unermüdlichem Eifer das Zerstörte schlossen, das Beschädigte ausbesserten, das Eröffnete wieder schlossen, und inwendig neue

Schanzen aufwarfen, förderten die Türken ihr Werk dennoch so weit, daß sie den Graben erreichten, sich nun dicht unter das Schloß zu lagern und es von allen Seiten einzuschließen vermochten. Schon hatten sie das Ufer gewonnen, wo es rechts gegen die Stadt sich wendet, und dort 2 Kanonen aufgerichtet und Schützen aufgestellt, den Barken zu wehren, die hinüber und herüber schifften und den Belagerten Lebensmittel und andere Bedürfnisse zuführten; deßgleichen waren sie links bis zu einer Bastei gekommen, welche, durch eine Mauer mit dem Schlosse verbunden, den Hafen von Mucetto von der Seite deckte.

Funfzig Hackenschützen vertheidigten jene Bastei. Diese nun, erschöpft von Arbeit und Wachen Tag und Nacht hindurch bei dem unaufhörlichen Feuer des Feindes, ließen nach an Wachsamkeit. Es gelang den Türken, unvermerkt einen Posten zu tödten; und durch eine Schießscharte in der Mauer drangen sie in die Bastei. Schrecken überfiel die Besazzung. Ein Theil stürzte sich in den Graben; andere wurden von den Türken niedergemetzelt, die mit lautem Freudengeheul ihren Sieg verkündeten, voll Hoffnung, nun auch alsbald des Schlosses Herr zu seyn. Sie warfen sich in den Graben, stemmten Leitern an zum Sturme; allein ihre Leitern waren zu kurz; nach einem hartnäckigen Kampfe mußten sie weichen, und

büßten ihre Vermessenheit mit dem Verluste von 400 Kriegern. Nur 50 der Christen waren getödtet.

Von nun an bearbeiteten die Türken die eroberte Bastei mit Hammer und Brecheisen dermaßen, daß man bald, wie auf einer Treppe, daran hinauf- und hinabstieg. Obenauf häuften sie Fascinen, bis sie zur Höhe der Mauern des Schlosses angewachsen war; dann pflanzten sie darauf 2 Stück Geschütz, ohne während des mit Feuern im Mindesten nachzulassen. Auch in den Gräben vertheilten sie Pfeilschützen, welche durch unablässiges Schießen die Belagerten bedrängen mußten. Außerdem fertigten sie eine Brücke, von Ankertauen mit Stricken durchflochten, so breit, daß vier Bewaffnete nebeneinander hinüberschreiten konnten. Aber noch ehe jene Brücke vollendet war, bevor sie ihre Leitern im Verhältniß zur Höhe der Mauern zugerichtet, wagten sie mit blinder Tollkühnheit schon einen neuen Sturm.

Als das Zeichen zum Anlaufe gegeben war, legten sie die Leitern an, in zwei Haufen getheilt. Sie warfen Stricke in die Höhe, woran sie eiserne Haken befestiget, um sich an die mit Erde gefüllten Tonnen mittelst derselben zu hängen, welche die Belagerten gegen das Geschoß aus dem Graben und von der Bastei auf die Brustwehr der Mauer gepflanzt. Also hängend klammerten sie sich mit den Händen an Gestein, das herabrollte, schleppten sich empor an die

Mauer, schwangen sich auf die Brustwehr, pflanzten ihre Fahnen auf die Tonnen und warfen Feuer in das Schloß. Aber wiewohl sie wiederholt, und oft ihre Anstrengung erneueten und verdoppelten, wurden sie mit großem Verluste zurückgeschlagen, nicht auch ohne Einbuße von Seiten der Christen.

Unterdessen ward Raphael Salvago zu Garcias gesandt, die Ankunft des verheißenen Beistandes zu beschleunigen, und landete zu Messina; mit ihm Camillo Medicis, der Bastard des Markgrafen von Marigeano, den Lavalette mit ähnlichem Auftrage an den Papst abgeordnet hatte. Garcias leugnete die gethanen Versprechungen nicht ab, und versicherte, man werde deren Erfolg bis zum 20sten Julius spüren. Salvago aber wurde mit vier Galeeren zurückgesandt, mit denen er glücklich das Vorgebürge Passaro umschiffte. Hier ließ er sie zurück, da er inne ward, er werde mit ihnen nicht weiter vordringen können. Er selbst warf sich in eine Brigantine, und gelangte ohne Gefahr bis zum Eingange des Hafens, wo sie ihn ereilte; denn die Türken, welche seine Ankunft vermuthet, empfingen ihn mit einem dichten Hagel von Geschütz. Kaum gelandet, wurde er auch von Lavalette schon wieder fortgesandt, um durch seine Anwesenheit Garcias zur Erfüllung seiner Verheißung anzutreiben, und bekam Befehl, denselben nicht zu verlassen, bevor eingeschiffter Hülfsmannschaft.

Die Türken hatten nun ihre Brücke vollendet, bedeckten sie mit Erde, um sie wider darauf geworfenes Feuer zu sichern, und befestigten sie an die Mauer des Schlosses. Einige Krieger auf dieser Brücke, andere unter derselben, von ihr gedeckt, begannen jene Mauer weit und breit auszuhöhlen. Als die Belagerten dieses wahrgenommen, errichteten sie eben so weit und breit innerhalb eine Gegenmauer. Die Weiber und Verwundeten aus dem Schlosse nahm Lavalette auf in die Stadt, und sandte an der letzteren Stelle 100 frische Krieger dorthin. Mit Broglio befahl in St. Elmo bisher Joh. v. Eguerra. Dieser war untüchtig zum Dienste ob einer im ersten Treffen mit den Türken erhaltenen Wunde; jener entschuldigte sich ob seines Alters, daß ihn ebenfalls untüchtig dazu mache. Der Commandeur Melchior von Montferrate, unter ihm der Capitain Miranda, wurden an ihre Stelle gesetzt.

Salango aber kam nach Saragossa und traf daselbst vier Galeeren des Ordens, unter Tornussons Oberbefehl, so wie 100 Mann Hülfsvölker, welche sich daselbst versammelt hatten. Er befahl jenem, im Namen Lavalette's, seines Oheims, die Krieger nach der Insel zu bringen, und beschrieb ihm die Richtung, welche er zu halten habe, um sicher zu segeln. Cornusson landete glücklich auf Gozza; doch als er von den Einwohnern hörte, daß die Bucht

von Antofegha, und alle Orte der Umgegend in Gewalt der Türken wären, hielt er dafür, so viel tapfre Männer günstigeren Umständen aufsparen zu müssen, und kehrte nach Saragossa zurück.

Im Schlosse St. Elmo verbreitete sich Furcht und Bestürzung durch das Gerücht von einer Mine, welche die Türken unter dasselbe geführt haben sollten. Die Besatzung schickte Abgeordnete an Lavalette und meldete, daß er zur Nacht Barken senden, und sie in die Stadt übersetzen lassen solle; sonst würden sie Rath bei der Verzweiflung suchen, Alle das Schloß verlassen, sich auf die Türken werfen und lieber einem unvermeidlichen Untergange mit den Waffen fechtend entgegen gehen, als ihr Leben unrühmlich unter Schutt und Trümmer enden, oder, nach erobertem Schlosse, wehrlos, wie das Vieh, von den Feinden geschlachtet zu werden.

Einigermaßen betroffen, vernahm Lavalette diese Meldung. Der beßte Rath schien, wiederum Abgeordnete an die Belagerten zu senden, welche sie durch die Versicherung beruhigten, daß sie ohne Grund Verderben von einer Mine besorgten und ihnen Muth zu fernerer Vertheidigung des Schlosses einflößten. Unter jenen befand sich Constantin Castriot. Dieser rief: das Schloß lasse sich halten; er wolle mit denen seyn, die es behaupteten. Von seiner Rede faßten die Belagerten Muth, zum Theil aus Furcht vor

Schmach, und entboten dem Großmeister: „sie hätten nicht gemeint, das Schloß aufzugeben. Die Nachlässigkeit derer draußen, welche sie nicht zur gehörigen Zeit mit dem Benöthigten versehen, sey Schuld gewesen an ihrer Verzagtheit.“

Zu Rom hatte Medicis um jene Zeit, auf dringende Verwendung Joseph Cambiano's, welcher dort Gesandter des Ordens war, von dem Pabste, seinem Oheime, 500 Mann Fußvolk erhalten, denen Lucas Tomasoni zum Führer gesetzt werden sollte. Tomasoni lehnte den Antrag ab; an seine Stelle setzte man Pompejus Colonna, und that noch 100 Mann Fußvolk hinzu, mit welchen Colonna sich unverzüglich nach Terracina begab, die Hülfsflotte abzuwarten. Das späte Eintreffen derselben vereitelte auch diesen Beistand; er konnte nur spät zu Messina landen.

Salvago drängte den Garcias, daß er wenigstens 1000 Mann Spanier nach Malta sende, während die versprochenen Hülfsvölker zusammenkämen, und stellte ihm vor, wie mit einer solchen Verstärkung Lavalette schon vermöchte, die Stadt bis zum 19ten Julius zu halten. Wenn alsdann 9000 Hülfstruppen ankämen, würden die Türken ohnfehlbar die Insel räumen, ohne das Ohngefähr einer Schlacht zu versuchen. Schon sey ihre Anzahl bis auf 20,000 geschmolzen; täglich zeige sich ihre Feigheit bei ihren Rückzügen, die keine allmälige, geordnete, sondern

ein Ausreißen wären. Als er dergleichen Vorstellungen schriftlich an Garciàs übergab, versprach dieser, sie an König Philipp zu senden, allein zögerte nichts desto weniger, den versprochenen Beistand in der That zu bewilligen.

Die Besatzung im Schlosse St. Elmo, immer härter bedrängt von den Belagerern, immer mehr erschöpft von Anstrengung und Wachen, ließ noch einmal den Muth sinken, und erhob ihn wieder durch den standhaften Zuspruch Lavalette's. Sie erneute die begonnenen Arbeiten zur Gegenwehr, und zerstörte den größten Theil der angehängten Brücke durch darauf geworfene Lasten und Feuer.

Als die Türken merkten, auf diesem Wege erreichten sie nicht ihr Ziel, fällten sie alle Bäume und Weinstöcke auf der Insel, und schafften solche in ihr Lager, um den Graben damit auszufüllen. Piali, der einige Schiffe der Christen genommen hatte, hörte von den Gefangenen, daß nicht mehr als 40 Galeeren in dem Hafen von Messina lägen, und Johann Andreas Doria daselbst noch nicht angelangt sey. Von dieser Seite nun frei von Besorgniß, ließ er 70 Galeeren abtakeln, und verwandte die Mannschaft zum Dienste bei der Belagerung.

Der Graben war ziemlich ausgefüllt; die Türken wollten die Standhaftigkeit der Besatzung erproben, und liefen von Neuem Sturm; aber ihnen

wurde mit tapferem Widerstande von den Christen begegnet. Drei Mal wiederholten sie den Anlauf; drei Mal wurden sie zurückgeschlagen. Am Abend stürmten sie zum vierten Male; sonder Erfolg, nicht sonder Hoffnung, das Schloß endlich doch zu erobern.

Die ganze Nacht hindurch ließ es Mustapha ohne Aufhören beschießen. In der ersten Frühe ordnete er wieder sein Heer zum Sturme. Man kämpfte dießmal mit mehr erbitterter Wuth, als je zuvor. Als das Gefecht schon geraume Zeit gedauert, warfen sich ohngefähr 50 Türken auf die Mauer eines Seitenwerkes, das von geringer Mannschaft vertheidigt wurde, weil die Menge sich nach der Gegend des Schlosses gezogen, wo die Brücke war, indem dort der Hauptangriff geschah. Allein von der Stadt aus hatte Lavalette jenes beobachtet. Er ließ eine Kanone gegen das Werk richten; einige der Türken wurden erschossen, die übrigen stürzten sich von der Mauer. Sechs Stunden währte das Gefecht, sechs Mal war der Sturmangriff erneut worden; als die Türken jegliches Erdenkliche erschöpft, 800 ihrer Krieger verloren hatten, ohne sonderlichen Verlust der Christen, zogen sie sich zurück, zu großer Beruhigung derer, die außerhalb des Schlosses sich befanden.

Unverzüglich hatte Lavalette Anstalt getroffen, daß die Verwundeten nach der Stadt gebracht und dort verbunden wurden. Nun sandte er 150 frische

Krieger ins Schloß, mit ihnen Arbeiter in hinlänglicher Zahl, Decken, Anker und alle dergleichen Dinge, wie sie Belagerte zu ihrer Vertheidigung brauchen.

Fort und fort drängte Salvago den Garcias und stellte die dringende Gefahr ihm vor; doch immer entzog sich dieser, und nahm jetzt zum Vorwande seiner Saumseligkeit, daß er statt der Spanier, Italiäner nach Malta senden wolle, sobald Vitelli, der sich, um Truppenaushebungen zu besorgen, nach Toskana begeben, zurück seyn werde. Endlich besiegt von Bitten und Schaam, als Signorino Gattinaros, der Prior von Messina, sich erbot, auf eigne Kosten Truppen zu werben, wenn Garcias nur die Mittel zu ihrer Ueberfahrt verschaffe, schickte er ein Häuflein Spanischer Kerntruppen auf 4 Galeeren, von denen 2 dem Orden und zu denen gehörten, die Cornusson zurück nach Saragossa geführt; befahl jedoch dem Admiral Johann Cardona, welcher sie befehligte, nicht zu landen, wenn bei seiner Ankunft auf Malta das Schloß St. Elmo schon erobert sey.

Außer dem unaufhörlichen Feuer, welches die dort Belagerten Tag und Nacht auszustehen hatten, wurden sie jetzt auch vom Meere aus angegriffen, seit die Türkischen Galeeren aus dem Hafen von Sirocco nach dem von Mucetto gekommen waren. Eine Bresche war geschossen, und Dragut, am Graben stehend, unbedacht auf seine Sicherheit, über-

legte davor nur das am besten Anzuordnende, als eine Kugel aus dem Schlosse gegen ein Mauerstück jenseit des Grabens prallte. Ein Hagel von Steinen sprengte davon los, und traf den Corsaren mit solcher Gewalt an's Ohr, daß er besinnungslos zu Boden stürzte, Blut ihm aus Mund und Nase strömte, und die Seinen ihn für todt wegtrugen.

Indessen hatte auch Mustapha's Eifer ein Werk, das die Türken vom Graben des Schlosses gegen das Meeresufer führten, wo dasselbe an die Stadt stößt, vollendet, und Piali, auf dessen Anstiften, den Hafen, längs dem Eingange, mit 80 Galeeren geschlossen, dazu das Ufer mit vielen Booten ringsum, so wie alle Zugänge der Insel, wo Hülfstruppen hätten landen können, mit Kriegerhaufen besetzt. Nach dem Schlosse konnte nun von der Stadt keine Verstärkung, keine Zufuhr mehr gelangen, und am 27sten Tage des Junius versuchten die Türken abermals einen Hauptsturm mit ganzer Heeresmacht. Sie waren, wie schon früher, in 3 Haufen getheilt. Mit Sicherheit sandte ein Theil Wolken von Pfeilen von der eroberten, nun höher als die Mauern des Schlosses aufgeführten, Bastei, welche auf die Belagerten niederfielen und sie größtentheils trafen. Bis zur Nacht dauerte der Kampf mit hartnäckiger Wuth: sie machte demselben ein Ende, den Belagerten noch furchtbarer als jener, beim Aechzen der Sterbenden,

der Verwundeten, welche die Wunden Anderer verbanden, ohne Hoffnung auf Verstärkung, im Angesicht eines unvermeidlichen Untergangs.

Da sprang ein Mann ins Meer und schwamm zur Stadt, die Meldung hinzubringen, wie die Besatzung die Meisten der Ihrigen im letzten Kampfe verloren, die übrigen, von Arbeit und Wunden Erschöpften aber keine Kraft mehr hätten, die Waffen, ja nicht einmal sich selbst aufrecht zu halten. Würde ihnen in dieser Nacht nicht noch Beistand geschickt, so könne Nichts verhindern, daß die Türken am folgenden Tage sich des Schlosses bemeisterten, und die im Gefechte nicht Umgekommenen grausam ermordeten.

Lavalette war nicht sowohl durch die Beschreibung von der Lage des Schlosses, welche er hatte voraussehen können, als von Mitleiden erschüttert. Er wollte alle Mittel zur Rettung der Besatzung anwenden, und wiewohl er wenig Hoffnung hegte, daß Hülfe sie erreiche, ließ er doch vier Barken mit allem Nöthigen ausrüsten. Die Barken strebten einmal gegen das Schloß, vergeblich; sie erneuerten den Versuch zum anderen Male, eben so fruchtlos; sie erneuerten ihn zum dritten Male, allein es war nicht möglich, bis zu demselben vorzudringen.

Da zogen in der Frühe, an Rettung verzweifelnd, die Belagerten sich zusammen in das Schloß,

und ohne Klage mit abgethaner Todesfurcht, thaten sie zum letzten Male ihren standhaften und unbewegten Muth dar. Miranda, der alle Pflichten eines guten Führers und Soldaten, mit heilsamem Rathe, Fürsorge und rüstiger Faust geübt, nun von Wunden bedeckt nicht mehr sich aufrecht zu erhalten vermochte, ließ sich in das Gefecht tragen. Indem er die Seinen ermunterte: Stand zu halten bis zum letzten Athem! kam er mit ihnen um. Die Menge überwältigte den Widerstand. Die Türken drangen ein, und die der Kampf gespart hatte, stürzten von den nicht mehr zu vertheidigenden Mauern sich ins Meer. Einige erreichten schwimmend die Stadt; andere ertranken; noch andere wurden von den Booten der Türken aufgefangen, welche hin und wieder schifften. Dieser Loos war das beklagenswertheste; denn mit den ausgesuchtesten Quaalen marterten die Türken sie zu Tode. Besonders die Ritter, welche bei den Beinen aufgehangen, und denen die Eingeweide herausgerissen wurden.

Die Feinde verkündeten ihren Triumph durch lautes Siegesgeschrei, und pflanzten unter demselben eine Menge von Fahnen auf die Mauerkränze der eroberten Veste. Mustapha begab sich sofort nach St. Elmo. Als er den engen Raum gewahrte, soll er, in Vorkenntniß der Schwierigkeiten, die seiner bei Belagerung der Stadt erwarteten, ausgerufen ha-

ben: Wenn der Sohn, der so klein ist, uns so viel zu schaffen macht, was will mit dem Vater werden!

Die Belagerung hatte 19 Tage gedauert; am 19ten Tage wurde das Schloß erobert: es war der Vorabend des Festes St. Johannis des Täufers. Viertausend Türken soll sie gekostet haben; 800 Christen kamen dabei ums Leben, und die tapfersten Führer. Damit aber der Sieger Frohlocken auch gedämpft werde, starb an demselben Tage, an seiner vor St. Elmo erhaltenen Verletzung, Dragut, welcher durch Geschicklichkeit, Anschläge und Kenntniß des Krieges so viel zum guten Erfolge ihrer Unternehmungen beigetragen hatte.

Mustapha meinte nun zu versuchen, ob denen von Malta, nach Eroberung des Schlosses, der Muth geschwunden seyn möchte, und Lavalette sich vielleicht auf Bedingungen ergebe. Er sandte eine Schaar von Rittern, die in der Nähe des Schlosses St. Michael eine weiße Fahne aufsteckten, als Zeichen friedlicher Unterhandlung. Darauf nahete ein Greis, welchen die Christen ergriffen, banden, und mit verbundenen Augen vor den Großmeister führten. Als dieser vernahm, er sey gekommen, mit ihm wegen Uebergabe der Stadt zu unterhandlen, fehlte wenig, daß er ihn nicht aufknüpfen ließ. Die Sache wurde im Rathe vorgetragen, und man beschloß, das Völkerrecht zwar in dem Greise zu schonen; aber man entließ ihn mit

harten Worten und der Warnung, daß, wenn er oder irgend ein Anderer, in derselben Angelegenheit wieder als Bote käme, derselbe solche Verwegenheit mit dem Leben bezahlen würde. Wie man nachher erfahren hat, war der Inhalt der Bedingungen gewesen, daß Lavalette mit den Seinen nebst allem Gepäcke unversehrt Malta verlassen, dagegen von Solymann eine bequeme Insel im Archipelagus zum Aufenthalte angewiesen bekommen sollte, wofür sie einen mäßigen Tribut der Pforte steuern würden. Als hiezu die Hoffnung den Türken verschwunden war, rückten sie ihr Lager vor, und führten gegen das Schloß St. Michael ein Werk auf, das nur vorn mit Brustwehren versehen, hinten aber ganz offen war.

Eben damals langte Cardona mit den Hülfsvölkern im Angesichte der Insel an, und schickte Mesquita, den Befehlshaber der Stadt und den Spanier Martinez vorauf, um zu hören, ob ohne Gefahr zu landen sey? Der Ritter Esprit Brunefay Quimy hatte von Salvago vernommen, welchen Befehl Garcias an Cardona ertheilt, der ohnehin nicht voll sonderlichen Eifers war. Er eilte vorauf ans Land, ermahnte Alle, die ihm begegneten, auf Befragen über die Lage des Krieges, zu entgegnen: das Schloß St. Elmo halte sich noch, müsse sich aber unvermeidlich ergeben, wenn ihm nicht schneller Beistand käme. Mit derselben Aussage kehrte er zu Car=

dona zurück, welcher nun seine Truppppen sechs Meilen von der Stadt bei einem Orte ans Land setzte, welcher der schwarze Stein heißt. Ein dicker Nebel verbarg die Neuangekommenen den Türken, und auf einem Wege, welchen Lavalette ihnen anwies, abwärts vom Hafen von Mucetto, gelangten sie in den Leiterhafen. Diesen einzigen Ort hatten jene zu schließen versäumt, indem sie die ganze Gegend ringsum besetzten. Die Christen warfen sich in die Boote, die ihnen der Großmeister schickte, und erreichten ohne Unfall die Stadt, wo sie mit Freuden aufgenommen wurden, und mit Lob ob ihrer Treue, als die Retter der Insel, die, unerreicht von der drohenden Gefahr, freiwillig sich hatten in dieselbe begeben wollen. Als Mustapha ihre Ankunft erfuhr, verdammte er selbst seine Fahrlässigkeit und verschloß den Zugang, durch welchen sie gekommen waren, mit einer tüchtigen Schanze, wobei er eine starke Besatzung legte.

Nicht lange darnach bekam Lavalette verschiedene Nachrichten über die Türken, welche sehr dazu dienten, daß der von ihnen drohenden Gefahr hinlänglich begegnet würde.

Philipp Lascaris, aus dem edlen Geschlechte seines Namens entsprungen, war, sehr jung, bei der Einnahme von Patras, in Gefangenschaft gerathen. Er war einem milden Herrn zu Theil geworden, und hatte eine geheime Neigung für die Christen bewahrt,

indessen er unter den Türken Ehren und großes Gut erwarb, sogar ein Mitglied ihres Ritterordens wurde, den sie von Spatis nennen. Dieser nun ging, bei der ersten Gelegenheit welche sich darbot, mit Hintansetzung jeglicher Rücksicht, wie durch göttliche Eingebung begeistert, schwimmend zu denen von Malta über. Er sagte aus, daß Mustapha, ungemein ergrimmt ob der Erwiderung Lavalette's auf seinen Antrag, beschlossen habe, mit der äußersten Gewalt das Schloß St. Michael anzugreifen, und es von der Höhe von St. Elmo beschießen werde.

Schon vor der Eroberung jenes Schlosses hatte der Großmeister die Kette, welche von demselben quer vor dem Hafen zur Stadt lief, hinwegnehmen lassen, und von der Stadt nach dem Schlosse St. Michael führen, damit die Türken sie nicht durchbrächen, und wenigstens jener Theil des Hafens vor ihren Streifereien gesichert sey. Jetzt ließ er, auf Anrathen solcher Dinge Kundiger, auf dem bedroheten Theile des Ufers eine Pallisade von Mastbäumen, mit Ankertauen durchflochten, errichten, damit die Feinde nicht hinan könnten. Weil aber am äußersten Strande der Boden so felsigt war, daß man keine Pfähle einrammen konnte, mußte die Pallisade ohngefähr 15 Fuß weiterhin begonnen werden; jenen Theil der Stadt, welchen sie nicht deckte, und dessen Vertheidigung den Engländern und Deutschen zugefallen war, ebenfalls

zu sichern, wurden davor einige mit Ketten untereinander befestigte Barken versenkt. Zugleich erging ein Verbot, keinen Gefangenen in die Stadt zu bringen, sondern selbige sofort zu tödten, auf daß die Feinde wahrnähmen, wie Rächer ihrer Grausamkeiten vorhanden seyen, und den eigenen Kriegern mit Hoffnung auf Gnade alle Gedanken an Ergebung schwänden, sie vielmehr die Erwartung ohnfehlbarer Marter ansporne, zur äußersten Kühnheit und nur bei Standhaftigkeit und Entschluß Heil zu suchen.

Wie Lascaris vorausgesagt hatte, pflanzten die Türken ihr Geschütz auf dem Felsen von St. Elmo. Am 5ten Julius richteten sie es wider eine Spitze des Ufers, dem Schlosse St. Angelo gegenüber, welche man den Schnabel nennt, und das Feuer begann gegen St. Michael. Tag und Nacht damit fortfahrend, hatten sie bald eine beträchtliche Bresche eröffnet, die man weder auszufüllen, noch dawider von Innen gegenzumauern vermochte, weil die Mauer eben von dieser Seite, von der man sich keines Angriffs versehen, schwach und von keiner Contrescarpe unterstützt war.

Unterdessen war Salvago in offenbare Fehde mit Garcias gerathen. Er forderte laut, daß jener die dem Großmeister geleisteten Versprechungen erfülle; und nicht nur wider ihn verfuhr er mit solcher Kühnheit, sondern öffentlich, vor dem Volke,

zieh er ihn der Treulosigkeit; klagte, daß er durch unzeitige Vorsicht, oder vielmehr Feigherzigkeit und Fahrlässigkeit, den Orden dem Feinde der Christenheit Preis gäbe. Hierauf versagte anfangs Garcias den Beistand noch nicht bestimmt, sondern antwortete nach der gewohnten Weise mit Zweideutigkeit und vielerlei umwundnen Reden. Als er sah, daß Salvago sich vor dem Volke beklage, dessen Reden die Menge bewegten und sein eigner Ruf dadurch litt, entschuldigte er sein Zaudern. Wohl habe er Lavalette Beistand zugesagt, jedoch in einer Voraussetzung, die nicht eingetroffen wäre. Statt 125 Galeeren, welche Philipp zu senden versprochen, wären 90 angelangt, mit welcher Zahl den Türken nicht zu begegnen sey. Außerdem habe ihm der König empfohlen, bei Sendung von Hülfsvölkern nach Malta dahin zu sehen, daß die Flotte, worauf Hoffnung und Heil der christlichen Angelegenheiten beruhe, nicht zu verwegen daran gewagt werde. Er verlange deßhalb Zeit, bis die Hauptleute alle versammelt wären, um mit ihnen zu rathschlagen, wie man den Belagerten gehörig zu Hülfe kommen möchte. Um dabei Salvago zu überreden, daß die Unversehrtheit von Malta ihm eine angelegene Sache sey, versicherte er, ein Mittel ausgesonnen zu haben, mittelst welches die Kraft durch Schlauheit ersetzt werde. Die im Seewesen Erfahrenen sahen wohl, wie eitel dieß al-

les war und nur gesagt wäre, die Saumseligkeit zu beschönigen.

Als Johann Andreas Doria zu Messina eintraf, und hörte, in welcher äußersten Gefahr sich Malta befände, achtete er, man müsse Lavalette ungesäumt zu Hülfe eilen; äußerte, daß er mit 3 Galeeren und 1000 Kriegern unternehmen wolle, sich in die Stadt zu werfen, und that Mittel und Wege zum Gelingen eines solchen Unternehmens dar. Garcias pflichtete ihm bei; ließ ihm versprechen, ein so hochherziges Vorhaben in's Werk zu richten, änderte aber bald seinen Entschluß, und schickte Doria zurück, die Truppen abzuholen, welche Vitelli in Toskana geworben, und die Flotte, welche zu Genua gelandet war. Den Schein zu retten, als sorge er um Malta, beauftragte er Pompejus Colonna, den Befehlshaber der päbstlichen Galeeren, mit Ausführung von Doria's Entwurf, und gab ihm Johann Luigny und Franzesko Zanoguerra bei. Doch Colonna kehrte unverrichteter Sache nach Sicilien zurück, als Lavalette ihm ein Zeichen gegeben, daß alle Zugänge der Insel versperrt wären.

Stadt und Vesten waren eng eingeschlossen; die Lebensmittel verdarben in den Booten, weil sie wegen des unablässigen Feuers der Türken nicht ausgeladen werden konnten. Deßwegen gerieth Pedro del Monte, welcher den Oberbefehl im Schlosse hatte,

Lavalette, von aufeinandergelegten Kähnen, die man mit Balken bedeckte, eine Brücke von der Stadt nach dem Schlosse schlagen zu lassen, so breit, daß zwei Männer nebeneinander darüber hingehen könnten. Es geschah, und gab einen mehr bequemen und sicheren Weg ab, sowohl die Lebensmittel nach St. Michael zu schaffen, als für Alle, die hin und wieder zu gehen hatten.

Damals kam Hassan, der Vicekönig von Algier, nach Malta, mit 18 kleineren und 2 großen Galeeren, und 2000 rüstigen Kriegern. Mustapha's Freude war groß über die willkommene Verstärkung. Er schaffte zur Nachtzeit durch List, unter Anführung Ulucciali's, auf etwa 50 Booten 2000 Mann in einen der gesperrten Häfen der Stadt; 6000 Krieger setzte er an's Land. Sie hatten Befehl, dieselbe am Morgen des 15ten Julius von der andern Seite anzugreifen, während alle kleineren Schiffe das Schloß zur See anfielen.

Mit lautem Geschrei ruderten diese darauf los; jene rückten gegen die Mauern. Sie trachteten, die Pallisade umzureißen und auf ebenem Boden an's Land zu steigen. Als dieß vergebens war, lenkten sie ab gegen eine Uferspitze, bis wohin jene nicht reichte.

Es war ein schroffes, schwer zu erklimmendes Vorgebürge, das man oben mit einem Walle versehen hatte. Allein in der Wuth des Angriffs achte-

ten die Türken nicht der Gefahr, nicht der Kugeln der Christen, welche von oben auf sie feuerten. Ein Theil strebte auf vielen angelegten Leitern hinan; ein andrer zog sich gegen die Bresche, die man fast dem Erdboden gleich gemacht hatte. Hier kämpften Belagerte und Belagerer, wie auf ebenem Schlachtfelde, in geordneter Reihe. Das Ufer erscholl ringsum vom Kriegsgeschrei der Türken, vom Donner des groben und kleinen Geschützes, vom Gekrache der Boote, vom Rauschen der See und der Sterbenden Jammergeheul. Mit tollkühner Wildheit liefen die Türken Sturm, und erlitten ein großes Gemetzel; indem del Monte die Christen ermuntert, und überall zugegen, das Größte, wie das Geringste, mit der äußersten Schnelligkeit vollbringt. Das Gefecht schwankte hartnäckig, bis Lavalette unter Anführung Peters von Giou, Franzesko Ruiz von Medina und Esprit Brunefay Quincy's eine Verstärkung den Belagerten sandte. Da hielten die Türken, gegen erfrischten Muth und Zahl der Christen, nicht mehr Stand. Hier fielen sie im Fliehen unter den Streichen ihrer Verfolger; dort warfen sie, vom Schrecken gejagt, sich ohne Ordnung in die Boote, stießen, drängten, übertummelten einander, fielen in's Meer, oder stürzten sich selbst hinein, indem sie kein Boot erreichen konnten, oder die überfüllten Boote sanken von der Last der Menschen, die sie trugen: so, daß

binnen weniger Zeit das Meer weitum bedeckt war mit fluthenden Leichnamen, Köpfen, einzelnen Gliedern, Helmen, Schilden und allerlei Wehr. Nur 600 entkamen zu den Ihren.

Auf der Landseite war das Gemetzel minder groß; dort sind nur 400 Türken geblieben. Die Christen verloren 90 erlesene Krieger und einige Ritter. Franzesko Zanoquerra, der Portugiese Simon Melo, Gordes, Friedrich von Toledo, des Garcias Sohn, Roderich Cardinez und Esprit Brunefay Quincy wurden schwer verwundet. Der Letztere, der in dieser Belagerung ruhmvoll gedient, durch eine ehrsame List die Befehle des Garcias vereitelt, Cardona getäuscht und die Hülfsvölker auf die Insel geschafft hatte, starb an seiner Wunde. Alle Gefangenen wurden umgebracht, den Befehlen des Großmeisters gemäß.

Voll Schmerz und Schaam ließ Mustapha einstweilen das Geschütz schweigen und es dann an einem andern Orte aufrichten, von wo er eine größere Bresche zu eröffnen hoffte. Die Belagerten benutzten diese Frist, das Zerstörte herzustellen, das Eröffnete wieder zu schließen, und vollbrachten, mittelst angestrengter Arbeit, dieß binnen wenigen Tagen. Auf einem Punkte jedoch, die Bormola genannt, hatten die Türken ein so hohes Werk aufgeführt, daß es fast der Höhe von der Mauer des Schlosses gleich

kam. Diesen Punkt einigermaßen zu sichern, gab Lavalette Befehl, mitten durch den ganzen Meeresarm, gegen den er schauete, von einem Ufer zum andern, eine mit starken Tauen durchflochtene Kette zu ziehen. Die Vertheidigung hatten der Marschall Melchior Robles, der durch Kriegserfahrenheit berühmt war, und Carlo Ruffo übernommen. Feuer und Kessel mit siedendem Blei wurden dort, so wie auf allen minder festen Punkten, wo Angriffe von den Türken zu besorgen waren, bereit gehalten, um sie auf die Feinde herabzuwerfen.

Seitdem der Plan der Belagerung eine andre Gestalt gewonnen, suchte Mustapha die zerstörte Mauer, welche nicht wieder hergestellt war, und deren Trümmer den Christen gleichsam als Wall dienten, in die Luft zu sprengen. Doch die Belagerten warfen hinter derselben einen Graben aus, tiefer als seine Miene, und so wurde diese Arbeit vereitelt. Darauf ließ er ein Werk, welches er auf dem Ufer fast bis zur Mauer des Schlosses geführt, gegen die Bormola leiten. Auf den Rand der Schanze daselbst errichtete er eine Vorwehr, die so hoch war, daß sie die Krieger wider alle Kugeln aus dem Schlosse und aus der Stadt deckte; und schlug von jenem Rande eine Brücke von Schiffsmasten und Tauen zur Mauer, in der Art, wie bei St. Elmo geschehen. Wiewohl die Christen von der Brücke aus nicht sonderlich be=

lästiget wurden, unternahm Lavalette doch zwei Mal bei der Nacht mit einer erlesenen Schaar sie zu verbrennen; und gab endlich seinem Neffen, Heinrich Lavalette Parisot, den Auftrag, einen dritten Versuch zu ihrer Zerstörung zu wagen.

Heinrich verließ, voll jugendlicher Kühnheit, mitten am Tage das Schloß mit wenigen Auserwählten. Jedoch bei dem Unternehmen, Stricke um die Pfähle zu schlingen, von welchen die Brücke gestützt ward, damit, wenn jene von der Besatzung im Schlosse angezogen würde, diese umstürzten und die Brücke zusammenbräche, ist er vom Schusse eines Handrohres getödtet, und die Seinen trugen ihn zurück in das Schloß. Sein Oheim erduldete diesen Unfall mit großer Seelenstärke; er pries diejenigen selig, die ihr Leben verlören für Gottes Sache. Sie hätten, sprach er, lange genug gelebt für Ruhm und Heil, da sie fromm und ehrenvoll den von Gott empfangenen Geist ihm aufgegeben. Noch zwei Mal wiederholte man das Unternehmen; sie schlugen fast zum Verderben der Christen aus.

Indessen standen die Ritter, zusammengethan nach den verschiedenen Nationen, denen sie angehörten, der Vertheidigung der verschiedenen Quartiere des Schlosses und der Stadt, mit großer Sorgsamkeit und Verachtung des Todes vor. Täglich wurden, bei den kleinen Gefechten, die unaufhörlich vor-

fielen, mehrere verwundet; einige starben an Krankheiten, welche Sorge und Mühsal erzeugt, so daß man fortwährend durch neue die Stellen der Verwundeten und Todten ersetzen mußte. Doch vor allem that Lavalette, nebst andern Tugenden eines großen Führers, die er in dieser Belagerung ausübte, Muth und Verachtung des Todes dar. Als er hörte, Mustapha habe geschworen, so er die Stadt erobere, das Leben von Niemand, außer Lavalette's zu schonen, um diesen im Triumphe Solymann darzustellen, gelobte er im Beiseyn vieler Ritter, wenn ein so unglücklicher Ausgang bevorstände, ihr Gefährte im Tode, wie in Arbeit und Gefahr zu seyn. Angethan mit der Rüstung eines gemeinen Kriegers, wolle er sich in das dichteste Getümmel werfen, und lieber umkommen, als sein Leben von der Gnade eines Barbaren erhalten, damit es zu dessen Triumphe und zur Verherrlichung Solymanns diene.

Nunmehr ließ Mustapha Stadt und Schloß von verschiedenen Seiten aus 40 Stück Geschütz beschießen, damit der Großmeister nicht im Stande sey, so vielen Angriffen auf einmal, bei der geringen Zahl seiner Krieger, Widerstand zu leisten. Der Donner des Geschützes war so stark, daß man ihn, wie Einige behaupten, trotz der weiten Entfernung, in Sicilien vernahm. Schon wurde das Wasser, an dem die Insel Mangel hat, aus Vorsicht portionenweise

vertheilt; und durch eine von den Brigantinen, die dann und wann gelegentlich durchschlüpften, und Kunde hin- und herbrachten, that man Garcias kund, man wäre aufs Aeußerste gebracht.

Doch auch die Angelegenheiten der Feinde waren nicht blühend. Es begann denselben an Korn zu mangeln, das weit hergeholt werden mußte, und dessen Zufuhr häufigen Hindernissen unterlag. Außerdem waren sie abgemüht von der beständigen Arbeit, von unerträglicher Sommerhitze, welche viele Krankheiten erzeugte, besonders raffte die Ruhr ihrer täglich eine beträchtliche Anzahl dahin. Dann mehrte sich das Gerücht, wie eine beträchtliche Hülfsflotte der Christen von 100 Galeeren und 40 Lastschiffen bereit läge, und bald auf Malta landen würde.

Garcias aber vertröstete noch immer Lavalette auf den versprochenen Beistand, und ermunterte ihn, sich noch den August hindurch zu halten, da man schon am Ende des Julius sey. Er habe jetzt freie Hand vom Könige Philipp bekommen, und werde nun Alles aufbieten, damit die Truppen sich schleunig versammelten, die er zu Messina mit nicht minder Ungeduld erwarte, als man sie auf Malta erwarten könne. Dann entschuldigte er die frühere Säumniß, und sandte einstweilen, bis die Flotte anlangte, Cornusson mit den beiden Galeeren des Ordens und einer Schaar erwählter Krieger vorauf nach Malta,

auch die Lastschiffe vorauf nach Saragossa, weil sie schwerer seegelten.

Mustapha aber that Alles, der Gefahr zuvorzukommen, womit ihn das Gerücht bedrohete. Sein Geschütz rastete nimmermehr; Mauern und Basteien waren eingefallen, die Häuser in der Stadt, das Innere des Schlosses lagen in Trümmer, nichts war, das nicht wankte, woran nicht Spuren von der Wuth des Krieges hafteten. Nur der Muth der Belagerten war unerschütterlich. Aus eigenem Eifer, angefeuert durch das Beispiel Lavalette's, dessen unwandelbare Standhaftigkeit nach einem Zeugnisse Aller, das Ganze aufrecht hielt, und die Gränzen menschlicher Kraft überstieg, verrichtete Jedweder das ihm Obliegende mit großer Rüstigkeit.

An der Seite eines Thores, welches das Castilianische heißt, waren die Türken bis an die Mauer gelangt. Es hinderte sie ein Thurm, und sie unternahmen, den Graben davor mit den Steinen der Contrescarpe, die sie einrissen, auszufüllen. Die Christen waren aus allen Kräften bemüht, die hineingeworfenen Steine wieder fortzuschaffen, da die Türken aber mehr Arbeiter hatten, vermochten sie nicht, ganz zu zerstöhren, was jene förderten.

Da kamen zwei Galeeren zurück, welche Piali auf Kundschaft ausgesendet, und brachten die Gewißheit von Versammlung der Christlichen Flotte.

Mustapha sah den Wahnsinn ein, den frischen Kriegern der Christen mit seinen erschöpften und muthlosen zu begegnen, und wollte die Belagerung aufheben. Ulucciali weigerte sich dessen, die Frage wurde einem Kriegsrathe vorgetragen, und seine Meinung erhielt die Oberhand. Die Türken setzten demnach ihre Arbeiten fort, und waren bald in den Gräben um die Thürme der Stadt gelagert, und konnten nun Minen anlegen, ohne daß die Besatzung dieß zu hindern vermochte. Ein Zufall entdeckte ihre Unternehmungen; der Winkel einer Bastei stürzte ein, welche sie unterminirt hatten. Nungeatones, ein tapferer Spanischer Krieger, stieg mit noch einigen in die Mine hinab; die Arbeit vieler Tage wurde vernichtet.

Hierauf unternahm Mustapha wiederum einen Sturm auf das Schloß. Am 2ten August griff er bei der Bormola an. Die vertheidigenden Christen standen dem Geschütze der Feinde blosgegeben; mit nichts desto weniger kühner Gegenwehr trieben sie nach vierstündigem Kampfe die Anstürmenden zurück; nicht ohne bedeutenden Verlust der Ihrigen. Den Graben am Castilianischen Thore hatten diese schon einmal beinahe ganz ausgeleert, und diese zum zweiten Male mit Schutt, Holzscheiten und dergl. angefüllt. Vier Tage hindurch fielen dabei nur Scharmützel vor; am 7ten August sandte Mustapha zum

Angriffe dorthin 3000 Krieger, während er selbst mit 8000 gegen das Schloß St. Michael zog.

Bei der Stadt wurde beinahe nur mit Pfeilschüssen gefochten; beim Schlosse war der Kampf so heiß, daß keiner der vorigen ihm gleich kam. Nicht nur mit Pfeilen aus der Ferne, handgemein mit Lanze, Säbel, und Schwert griffen hier die Krieger sich einander an. Von beiden Seiten warfen sie Feuer aufeinander, so daß von ferne der Kampfplatz in Flammen zu stehen schien, und furchtbar zugleich und jammervoll waren die Todesarten, welche die Streitenden vertilgten. Einige verbrannten, andere, von den Mauern herabstürzend und herabgerissen, zerschmetterten die Körper; andere zerrissen die Kugeln vom Geschütze, oder rissen ihnen die Köpfe und einzelne Glieder ab. Besonders wurden die Christen von obenher durch das Geschütz der Türken bedrängt. Doch innerlich voll Muth, sind sie entflammt durch Weiber, Greise und Kinder, die herzuliefen, Theil zu haben an der Gefahr, bei denen die Furcht des unvermeidlichen Todes, wenn sie in die Gewalt der Türken geriethen, die natürliche Furchtsamkeit besiegt; entflammt und auch unterstützt; indem die Weiber, wo das stärkste Getümmel war, den Streitern halfen mit zugereichten Steinen, Pfeilen, mit dahergetragenem Wasser, um das Feuer zu löschen; sich selbst in den Streit mengten, Steine warfen, siedendes

Wasser und geschmolzenes Blei auf die Feinde gossen.

Mustapha, von den Großen gefolgt, war überall zugegen, zwang die Weichenden zurückzukehren in das Gefecht, ermunterte, schrie: „nur noch ein wenig Ausdauer, dieser Erfolg ende alle Beschwerden, bald wäre der Platz erobert!“ Vier Stunden dauerte das Treffen, die Wuth wuchs, den Christen schwand nicht sowohl Muth als Stärke, der Großmeister bangte ob des Ausgangs; da ließ unvermuthet Mustapha zum Rückzuge blasen, zum großen Erstaunen Lavalette's.

Pedro Mesquita gab die Veranlassung. Als er von fern das Feuer sah, wähnte er, das Schloß stehe in Flammen und werde hart von den Türken bedrängt. Da sandte er Johann Luigny Bourguignon und Vincent Ventura mit einer Schaar Hackenschützen in das Türkische Lager. Sie warfen auf seinen Befehl sich hinein von der Seite, wo die Verwundeten und Kranken lagen, und richteten ein großes Gemetzel unter diesen an. Der Erfolg entsprach seiner Hoffnung; im Lager entstanden Aufruhr und Getümmel; die Janitscharen ergriff Schrecken, die christliche Hülfsflotte sey angelangt; sie benachrichtigten Mustapha, den ähnliche Besorgnisse plagten, und dieser ließ ab vom Schlosse, endigte den Kampf und sprengte mit verhängtem Zügel zu den Seinen zurück.

Wie er ins Lager kam und die wahre Ursache des Getümmels erfuhr, war er voll Wuth das Gefecht abgebrochen zu haben, und ließ aufs Neue das Geschütz von derselben Seite gegen das Schloß gehen.

Die von Malta hatten nun innerhalb einen Graben aufgeworfen, und gemäß eines Anschlags von Franzesko Guevare, die Mauern und Wälle geschützt, mit Säcken von grobem Tuche, angefüllt mit stark genetzter Kieserde. Jetzt drangen die Kugeln, die bisher bei 20 Fuß tief in die Erdwälle einschlugen, nur noch bis auf 7 Fuß tief ein, und die Ungläubigen förderten wenig mehr.

Als Cornusson alle Zugänge zur Insel versperrt fand, die er einstweilen mit seinen 2 Galeeren erreicht, kehrte er nach Sicilien zurück, nicht sowohl besorgt um seine Krieger, als daß die Feinde das Vorhaben der Christen entdecken möchten. Jedoch sandte er auf einem Boote Johann Bariento Salzaar zu Lavalette. Dieser landete auf Gozzo, dann bei der Stadt, erhielt von Mesquita Krieger zu Pferde und zu Fuß, und zog unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels mit denselben auf Seitenwegen nach dem Türkischen Lager. Ohnfern desselben ließ er seine Gefährten zurück, bis auf 5 Ritter. Mit diesen versteckte er sich an einem bequemen Orte und lauerte bis zum Tagesanbruche, wo er das Lager betrachtete, seine Eintheilung, Stärke, alles in dergleichen Fällen zu wissen Dien-

liche auskundschaftete, und dann wohlbehalten zu den Seinen zurückkam.

Garcias hatte bisher gezaudert; er sah nun wohl ein, kein längerer Aufschub fände Statt, und trug über die Angelegenheit der Entsetzung Malta's im Rathe vor. Daria war stets der Meinung gewesen, daß man eine Seeschlacht wagen solle. Garcias hatte derselben nie beigepflichtet, und weder Gründe noch Ansehn vermochten ihn jetzt dazu. Er erklärte im Gegentheile bestimmt, wie er nimmermehr zugeben würde, daß die ganze Königliche Flotte so offenbarer Gefahr preisgegeben sey. Ginge sie zu Grunde, so lägen die sämmtlichen Küstenländer Philipps ohne Vertheidigung den Türken offen. Ohne sich auf dergleichen Anträge ferner einzulassen, forderte er Vorschläge, wie man Malta zu Lande zu Hülfe käme, und versammelte, sie zu vernehmen, einen neuen Rath, dem unter andern Ascanius Cornia beiwohnte, ein berühmter Kriegsmann, der rüstig unter Philipp gegen den Pabst gefochten, und dessen Nachfolger kaum auf Bitten des Königs aus dem Gefängnisse erledigt hatte.

Zweierlei Berathungen fanden Statt. Die erste über die Frage: wie man mit Sicherheit Truppen nach der Insel schaffen könne? die andere: ob man verbunden sey, dieß zu thun, und bei dargebotener Gelegenheit eine Landschlacht zu wagen. Die Haupt-

leute der Flotte wurden zuerst vernommen. Sie kamen darin überein, daß man ohne Gefahr Truppen nach der Insel schaffen könne, und thaten Mittel und Wege dar, wie dieß leicht zu bewerkstelligen sey. Mehr Zwiespalt der Meinungen herrschte unter den Hauptleuten der Landtruppen, und in Bezug auf die andere Frage.

Alvaro Sandez, ein ruhmvoller Krieger, pflichtete nicht dem Gutachten der Seeleute bei; sey's, daß er durch sein Ansehn die Saumseligkeit des Garcias vertreten wollte, oder daß er, der kaum aus Türkischer Gefangenschaft erlöste, die Türken fürchtete? Er mißrieth das Unternehmen und behauptete, Philipp sey weder durch Pflicht noch Klugheit gehalten, dem Orden von Malta beizustehen. Als Gründe gab er an, wie die Christen die Schwächeren wären, an Zahl der Schiffe, an Kriegsmannschaft, indem die Flotte der Feinde 80 Galeeren, ihre Heer noch wenigstens 16000 Krieger zähle, wogegen die christliche Flotte nur 60 Galeeren, die höchstens 8000 Mann hinüberführen könnten, stark sey. Dies Unverhältniß mehre, daß die Türken, an strenge Mannszucht gewöhnt, nicht nur Stärke, sondern auch Folgsamkeit zu Arbeit und Gefahren brächten; dagegen die Ihren neuausgehobenes oder von Wollüsten und Müßiggang der Städte entnervtes Volk wären, das mehrentheils beim Anblicke des Feindes den Kampf

verweigerte und von den Fahnen wiche. Weil darum keine Hoffnung wäre, Malta zu retten, solle man dem Großmeister schreiben, daß er sich selbst berathe, und wie vordem Villiers de l'Isle-Adam zu Rhodos gethan, unter so ehrenvollen Bedingungen als seyn könne, die Insel übergäbe. Die Angelegenheiten Philipps gingen weder mit Malta zu Grunde, noch bei der Nähe Siciliens die Aussicht, es wieder zu erobern.

Als Sandey gesprochen, nahm Ascanius Corra das Wort und sagte: nicht ohne Schmach und Verrath könne man den Maltesern Beistand versagen. Dann zeigte er, wie dieser zu leisten wäre. Die des Seewesens Kundigen hätten behauptet, daß sich ein Hülfsheer hinüber schaffen lasse. Wäre dieß ausgeschifft, müßte es sich ganz allmählig nach der nur acht Meilen entlegenen Stadt ziehen; immer wieder eine vortheilhafte Stellung behaupten, die Schlacht versagen, bis es die Belagerten erreicht. Dieß würde zur Folge haben, daß die Türken entweder die Hoffnung aufgäben, Malta zu erobern, und sich einschifften, oder wenigstens ihre Waffen gegen die Angelangten kehrten und die Belagerung einstweilen aufhöben. Gesetzt auch, es hätte nicht einmal diesen letzten Erfolg; so würden doch ohnfehlbar Eifer und Wachsamkeit getheilt, und hiedurch Gelegenheit entstehen, frische Truppen in die Stadt zu werfen. Hielte

außerdem sich das Heer dann in den genommenen Positionen und fern vom Gefechte, so könne es mit Sicherheit die Ankunft größerer Verstärkungen abwarten; nach deren Ankunft, dem Feinde überlegen an Zahl und frischer Kraft, man mit zuverlässiger Erwartung des Sieges fechten würde.

Diese Meinung fand durchgängigen Beifall. Garcias trat ehrenhalber zu derselben über, und es wurde beschlossen, Hülfstruppen zu senden, sobald Doria mit den Kriegern angelangt wäre, die Vitelli in Toskana geworben. Bald darauf kam Salazaar aus Malta an und brachte an Cornia Briefe von Vinzens Anastagi, worin dieser ihm weitläufig die Beschaffenheit der Insel, Lage und Gestalt der Stadt, Oerter und Gelegenheiten für die Flotte zum Landen beschrieb, und alles kund that, was bei ähnlichen Vorhaben zu wissen vonnöthen ist. Man erwartete auch Johann Cardona, der mit einem Theile der Flotte nach Palermo gesandt war, um die Last aus dem dortigen Hafen zu bringen, und Sanhey von Leyva, der nach Tunis geseegelt war, damit er von dort Verstärkungen an Kriegsgeräth und Kriegsmannschaft nach Malta schaffe.

Der Türken Absicht schien zu zerstöhren, was sie nicht erobern konnten. Sie theilten ihr Heer; das Loos traf Mustapha, die Stadt, Piali das Schloß zu erstürmen. Hiedurch entstand Nebenbuh-

lerei zwischen beiden, da augenscheinlich der zuerst Obsiegende den Ruhm des geendeten Krieges und alle Siegesehren davon trug. Sie beschossen Stadt und Schloß mit frischer Gewalt, und mit so größerem Eifer, weil Briefe von Solymann um eben jene Zeit eintrafen, worin er den Bassen befahl, Malta zu nehmen, unter jeder Bedingung, und könne dieß nicht vor dem Winter geschehen, auf der Insel zu überwintern.

Gegen den 18ten August erfolgte der Sturm auf Schloß und Stadt. 4000 frische Krieger hatten die Bassen an sich gezogen, und verhießen ihrem Volke Plünderung und jegliche Beute. Am Castilianischen Thore war harter Drang; die Türken hatten die Mauer erstiegen. Als Lavalette dieß vernahm, eilte er hin; seine Gegenwart befeuerte zu heldenmüthigem Widerstande. Selbst Weiber warfen sich in's Gefecht, und mit bewunderungswürdiger Herzhaftigkeit wurden die Feinde zurückgeschlagen.

Die Stürme am Tage waren ohne Erfolg geblieben; nun griffen die Türken zur Nachtzeit, beim Scheine des Mondlichtes, an; doch wiederum ohne Erfolg; denn mit Verlust mußten sie von den Mauern weichen. Sie erneueten den Angriff in der Frühe, um die Besatzung, welcher sie auf andere Weise nicht Herr werden konnten, durch Erschöpfung zu besiegen; aber die Belagerten verfuhren mit Umsicht; nicht alle

auf ein Mal, und nicht sofort beim ersten Anfalle gaben sie sich in's Gefecht, um nicht ohne verhältnißmäßige Niederlage des dicht herangedrungenen Feindes den Kugeln der Batterien sich Preis zu geben, wogegen sie sich nicht zu schützen vermochten. Während eines Treffens dort kam ein Bote zu Lavalette zitternd und rufend: Alles sey verloren, die Türken wären am Castilianischen Thore eingedrungen. In der That vermochten hier die Christen schon kaum mehr Widerstand zu thun. Aber auch dießmal befeuerte Lavalettes Dazukunft von Neuem ihren erschöpften Muth. Sie warfen sich mit verstärkter Gewalt auf die Feinde, drängten, schlugen sie zurück, und vorzüglich trugen zu diesem Erfolge die Tapferkeit und Kühnheit bei, womit Cencio Guasconi, mit einer erwählten Schaar, die Türken von einer Brustwehr verjagte, die den Christen zum Schirme diente, und die jene unterhöhlten.

Da indessen beim Schlosse St. Michael die Besatzung anfänglich mit nicht minderem Eifer widerstand, als gewöhnlich, glaubten die Türken, es geschähe ob Erschöpfung, ihnen wuchs der Muth und sie erneueten den Sturm. Allein da wurden sie mit der alten Tapferkeit empfangen. Franzesko Guenare, von Ort zu Ort zu den Bedrängtesten stürzend, hielt ein Crucifix empor, und rief zu den Streitern der Christen: Gott fordere von ihnen das für sie ver-

gossene Blut zurück. Die durch diese Worte Begeisterten, vertheidigten sich mit solcher Gewalt, daß man nicht zu sagen vermochte, was sie heißer angespornt, Begierde nach Sieg oder Verachtung des Todes. Mit Geschoß, Schwertern, von obenher mit herabgeworfenem Feuer, widerstrebte die Besatzung den andringenden Türken, und zum Theile jämmerlich verbrannt und mit großem Verluste mußten diese sich zurückziehn, ohne daß darum ihr Geschütz die Nacht hindurch gerastet, sie nicht am folgenden Tage den Angriff erneut, der nicht glücklicher für sie ausfiel, als die bisherigen.

Aber vor allen Dingen bekümmerten Mustapha Nachrichten, die er von Ueberläufern erfuhr: daß die Christen voller Muth wären, an keinem Dinge Mangel spürten, jedem Krieger täglich 3 Brode gereicht würden, und eine große Flasche Wein. In seinem Lager begann es an Lebensmitteln und Munition zu fehlen, vorzüglich an Kugeln, so sehr, daß die Türken die auf sie verschossenen auffammelten. Dazu verzögerte die Rückkehr der Lastschiffe sich über die Gebühr, welche er nach der Insel Gerba, nach Griechenland und nach Syrien geschickt, Lebensmittel herbeizuholen. Nichtsdestoweniger war er entschlossen, zufolge Solymanns Befehle, den Winter über auf Malta zu verweilen, und sperrte den Hafen mit ei-

nem Geflechte von Mastbäumen und dicken Tauen, damit kein Ueberläufer nach Sicilien entkäme.

Dort hatte Garcias, nach Cardona's und Leyva's Ankunft, indessen aus der ganzen Flotte 60 Galeeren ausgewählt, alles unnöthige Geräth aus denselben fortschaffen lassen, damit sie leichter segelten, 8000 Mann eingeschifft, und fuhr mit denselben nach Saragossa. Eine beträchtliche Anzahl von Männern des ersten Adels waren hier aus allen Ländern versammelt, um Theil an dem Schicksale von Malta zu nehmen. Man hielt hier wiederum Rath über die Art, wie man Jemand von Ansehn voraus nach der Insel Gozzo senden möchte, wo das Hülfsheer landen sollte, um mit dem Befehlshaber jener Insel die Signale zu verabreden. Johann Andreas Doria erbot sich zu dieser Sendung. Garcias suchte aus geheimen Neide zu hintertreiben, daß er sie bekäme, unter dem Vorwande, sie wäre zu gering für seine Würde; allein Doria setzte durch, daß sie ihm übergeben ward, und sandte Martinez vorauf.

Er selbst wurde mehrere Tage von Stürmen verschlagen, und schaute während derselben zwei Mal die Signale der Flotte des Garcias. Der Vicekönig war am 21sten August aus dem Hafen von Saragossa ausgelaufen und steuerte auf die Insel Lenosa. Auf dieser Straße holte er eines von den Lastschiffen ein, welche die Waffen nach der Insel

Garba gesandt hatten, konnte aber, bei fortwährend ungünstiger Witterung, weder Lenosa noch Lampadosa erreichen, und steuerte seitwärts auf Patalori.

Hier lagen die Schiffe unter anhaltenden Regengüssen, theils von wechselnden Winden zerstreut, theils, wo sie beisammen blieben, aufeinander getrieben, so daß sie Schnäbel und Ruder zerstießen. Endlich legte sich der Sturm, und die Flotte landete auf der Insel Favignome, ohnfern Trapani, in Sicilien. Man verweilte hier einige Tage, die ermatteten Krieger zu erquicken, und Doria abzuwarten. Als derselbe nicht eintraf, trat Garcias die Fahrt wieder an, und erreichte die Insel Lenosa. Hier traf er endlich Kunde von den Signalen, wegen derer man mit dem Befehlshaber von Gozzo übereingekommen war, und nahm nun mit Sicherheit die fernere Richtung.

Allein bei der Nacht verirrte sich die Abtheilung der Flotte, welche Cardona führte. Mehrere Boote sandte Garcias aus, sie aufzusuchen, und ihn selbst, welcher zu eben dem Zwecke hin und her steuerte, überraschte der Tag. Da trafen die Schiffe zusammen; aber aus Furcht, man könne von den Türken entdeckt seyn, versäumte man die Gelegenheit, die Truppen auf Gozzo auszuschiffen. Die Flotte kehrte nach dem Cap Passaro zurück, landete bei einem

Orte, der Poral heißt, und über 1500 Mann zerstreuten sich hier von den Fahnen.

Bei diesem Anlasse wankte wiederum Garcias Entschluß; er brachte abermals die Frage in Berathung, ob Hülfsvölker nach Malta zu senden wären? Doch Doria traf ein; die Schmach schreckte, wenn er allein dem allgemeinen Eifer nicht entspräche, und Meinung und Wunsch so vieler adelicher Männer, der Einzige, widerstrebte; also ordnete er das Nöthige zur Fahrt und trat dieselbe an.

Unter 5 Anführer war das Heer getheilt: Alvaro Sandez führte das Neapolitanische Regiment, das Mailändische Sanchez Londono, das Italiänische Vincenz Vitelli, Gonzalez Bracamonte die von Sardinien; Cornia war Feldmarschall, nächst Garcias stand der Oberbefehl ihm zu; über Unternehmungen entschied die Mehrheit der Stimmen.

Die Türken arbeiteten nun unablässig unterhalb der Erde, um einen Theil der Stadt durch Minen in die Luft zu sprengen. Dagegen warfen die Belagerten Gräben auf, höhleten Brunnen aus und eröffneten Gegenminen. Beim Castilianischen Quartiere hatten jene ein Werk errichtet, dessen Höhe die Mauern der Stadt überragte, dasselbe bis an diese geführt, und mit einem starken Posten von Schützen besetzt, welcher den Belagerten gar sehr beschwerlich fiel. Da suchten Einige Lavalette zu überreden, die

Stadt, welche ohnehin nicht mehr lange zu halten wäre, und das Schloß St. Michael zu verlassen, und sich in das Schloß St. Angelo zurückzuziehen. Aber er verwarf, mit standhaftem Gemüthe, diesen Rath als ehrlos, und beauftragte dagegen Clermont, dessen muthige Verwegenheit bekannt war, nebst Franzesko Guevare, jenes Werk, mit einer Schaar erlesener Krieger, zu erstürmen. Sie schlichen zur Nachtzeit durch eine Oeffnung, welche man zu diesem Behufe in die Mauer geschlagen, aus der Stadt, drangen glücklich vor bis zu dem Werke, vertrieben den Posten der Ungläubigen, metzelten einige davon nieder, stellten die Schanzen durch viele mitgeführte Arbeiter wieder her und ließen eine tüchtige Besatzung daselbst zurück. Als die Türken ihr eigenes Werk wider sich dienen sahen, gaben sie die Hoffnung auf, die Stadt beim Castilianischen Viertel zu erobern und verlegten ihre Batterien am letzten August gegen den niedrigsten Theil derselben. Sie arbeiteten mit so großer Eilfertigkeit, daß die Christen auf ihre Minen trafen, wie sie selbst welche eröffneten, um sie in die Luft zu sprengen, im Falle sie die Mauern erstiegen. Jene erbeuteten einige Kisten mit Pulver und flüchteten sich in Sicherheit.

An eben jenem Tage erfolgte noch ein neuer Angriff auf das Schloß St. Michael. Die Stürmenden zerstörten eine Brustwehr so, daß fast nichts

von derselben stehen blieb, und wurden dennoch mit Verlust zurückgeschlagen. Ein heftiger Regenguß scheuchte die Christen innerhalb der Vorwehr. Die Türken, welche glaubten, sie hätten auch ihre Posten verlassen, wandten sich wieder zum Angriffe; doch jene stürzten zur Bresche in so mächtiger Zahl, daß die Feinde zum anderen Male mit beträchtlicher Einbuße wichen.

Da Mustapha so oft umsonst versucht, die Stadt durch List, Gewalt und andere Kriegsanschläge zu erobern, richtete er seine Kräfte wider die Vorstadt. Er rückte dawider an mit einer gewählten Schaar; das Geschütz der Belagerten empfing ihn, dann thaten sie selbst einen Ausfall, und er traf hier auf nicht mindere Schwierigkeiten, als dort.

Indessen murrten seine Völker, daß die Treffen den Führern wie zu Schauspielen dienten, und der gemeine Krieger, als ein verächtliches Geschöpf, der Wuth und dem Gemetzel der Christen ohne Schonung entgegengeworfen werde. Hierauf ließ jener sein Zelt vor dem Schlosse St. Michael, auf dem Rande des Grabens, aufschlagen. Dann beschied er dorthin die Großen zum Rath, und Hassan, der Vicekönig von Algier, vermaß sich laut, der Erste auf der Mauer zu seyn, und die Fahnen der Türken dort aufzupflanzen. So wurden die Klagen der Krieger beschwichtiget, die sich schon zum Aufstande neigten.

Den Christen aber, denen vor Erschöpfung der Muth sank, erhob diesen das Gerücht von einer Vision. Ein Mönch versicherte, nach langem Fasten und anhaltendem Gebete habe eine himmlische Stimme ihm zugerufen: der göttliche Zorn sey gestillt, Malta und der Orden von Malta würden erhalten.

Die Türken hatten auf mehreren Punkten, weit vor unter die Stadt, ihre Minen, die Christen dawider Gegenminen geführt. An diese wurde das Feuer in den ersten Tagen des Septembers gelegt, und alle Ungläubigen, welche sich darauf befanden, sind in die Luft gesprengt oder zerrissen.

Die Basteien des Schlosses St. Michael waren fast sämmtlich erobert; nur eine Vorwehr von dicken Balken deckte noch die Belagerten, und die Feinde trachteten auch diese mit Haken umzureißen, welche sie an langen Stangen befestiget; die Lanzen der Christen suchten sie mit vorne sichelförmig gebogenen Knütteln zu zerschmettern; doch alles dieß führte zu keinem Erfolge, denn der unerschütterliche Muth von jenen war mächtiger, als ihre Hartnäckigkeit. Endlich blieb den Bassen kein anderer Rath, als die Besatzungen durch Hunger zu zwingen.

Garcias schiffte indessen längs dem Gestade Siciliens entlang, umschiffte das Vorgebürge Sciaccia, und langte bei günstigem Winde im Angesichte Malta's an. Er steuerte auf Gozzo, und als er gegen

die Nacht das verabredete Signal gesehen, lenkte er ab von der Insel und lief mit Freuden in die Meerenge ein. 40 Türkische Galeeren, welche den Tag über dort gelegen, hatten sie bei Sonnenuntergang verlassen. Nun sicher vor Gefahr, beschloß er den Anbruch des Tages zu erwarten, und die Truppen an's Land zu setzen. Am 7ten September, in der ersten Frühe, durchschiffte er den Meeresarm und setzte sein Heer in der Gegend auf den Strand, welche die Spitze von Melegha genannt wird, dem kleinen Eilande Comino gegenüber. Binnen 24 Stunden waren alle Truppen ausgeschifft; dann verkündete ein vielfältiger Donner des Geschützes dem Großmeister die Ankunft des Beistandes. Garcias aber schiffte zurück nach Sicilien, eine zweite Heerabtheilung zu holen; denn die in der Romagna geworbenen Krieger waren schon bei Cajeta zusammengestoßen und wurden täglich in Sicilien erwartet.

In Schlachtordnung rückten die Hauptleute langsam zur Stadt, die 8 Meilen vom Landungsplatze entfernt war. Da es an Zugvieh gebrach, mußten die Soldaten selbst das Gepäck tragen, und legten am ersten Tage nur 3 Meilen zurück. Erst am dritten traf das Heer bei Malta ein; dort lagerte es sich auf einer Anhöhe, die Cornia zur Nähe des Lagers ausgewählt; vorn war sie schwer zu ersteigen, die Seiten deckten ein Kloster und die Stadt.

Hier bekamen die Führer Briefe von Lavalette, worin er ihnen kund that, daß beim Gerüchte von ihrer Ankunft die Türken ihre Zelte abgebrochen, ihr Gepäck geschirrt, die Krieger eingeschifft hätten. Als aber das Heer 3 Tage gerastet, langte ein zweiter Boote an, der minder gute Nachricht als der erste brachte. Er verkündete, die Feinde hätten ihren Entschluß geändert, die Krieger wieder ans Land gesetzt und wären in vollem Anzuge.

Ein Ueberläufer aus Granada hatte Mustapha kund gethan, daß nur wenig Truppen gelandet wären, doch Garcias zurückgeschifft sey nach Sicilien, um Verstärkung zu holen, die schnell eintreffen würde. Somit änderte Mustapha sein Vorhaben; und Willens, der Ankunft einer größern Macht zuvorzukommen, beschloß er, mit Beistimmung Hassans, des Vicekönigs von Algier, das Glück der Waffen zu versuchen. Er achtete es sich schmählig, und fürchtete, Solymann könne es ihm zum Verbrechen machen, wenn er, beim ersten Gerüchte von Ankunft der Christen, sofort die Flucht ergriffen habe. Piali war dieser Meinung nicht, sondern hielt für gefährlich, nachdem man Kraft und Blüthe des Heeres eingebüßt, frischen und erlesenen Kriegern das schwache, abgemühte Häuflein der Uebriggebliebenen entgegenzustellen. Seine Warnung wurde überstimmt; Mustapha rückte zu Lande gegen die Christen vor; Piali

übernahm, die Seemacht nach dem Hafen von St. Paul zu bringen. Die Christen traten in Schlachtordnung.

Cornia meinte, sie sollten sich im Lager halten. Sandez gab zu, daß dieß das Sicherste wäre, behauptete jedoch, die Türken würden die Höhe nicht anzugreifen wagen, und eine gute Gelegenheit verloren gehen, die schon von Drangsalen Besiegten völlig zu Grunde zu richten; so stieg er mit Vitelli ins Ebene hinab. Wiewohl sich Cornia widersetzte, und verwahrte, wenn Nachtheil daraus entstände, trage Sandez die Schuld, wurde auch er vom Eifer der Krieger zu folgen hingerissen, und rückte jenen in die Ebene nach.

Die Türken zeigten sich, und zogen auf einen nahegelegenen Hügel los, in der Absicht, ihn zu besetzen. Vitelli vertrieb sie von dort, warf die Vorgedrungenen auf die Schlachtreihe der Ihren zurück und mehr fliehend als fechtend wich Alles zum Gestade. Außer sich vor Schrecken und Furcht stürzte Mustapha selbst zwei Mal auf der Flucht vom Pferde. Das Geschütz von den Galeeren that der Verfolgung und dem Morden der Christen nicht Einhalt, und schmachvoller als im Gefechte kamen die Feinde um, indem sie sich einschifften, zu den Schiffen schwimmend, ertranken, oder mit überfüllten Booten zu Grunde gingen. Zweitausend sind, nach späterer

Aussage von Ueberläufern, geblieben; von den Christen kamen nur dreizehn ums Leben.

Das mächtige Türkische Reich hat nie eine Belagerung mit mehr Aufwand an Menschen und Kriegsrüstung aller Art, unternommen, und nie haben Belagerte sich je standhafter vertheidigt. Man erstaunte vor Allem, als man die ungeheuren Stücke des groben Geschützes sah, welche die Feinde zurückgelassen. Einige derselben warfen Steinkugeln von 300, andere eiserne von 60, ja von 80 Pfunden; und mehr als 3000 Schüsse sollen bei der Belagerung gefallen seyn. Vier Monate dauerte dieselbe; von den Türken blieben 20,000; 12,000 ihrer Krieger, 8000 Ruderknechte und Matrosen. Von den Christen kamen in den Schlössern St. Elmo, St. Michael und in der Stadt, 9000 ums Leben, von jeglichem Alter und Geschlechte; wobei mehr als 3000 Krieger waren; so daß, nach aufgehobener Belagerung, deren nur noch 600 gezählt wurden, die Ritter eingerechnet, von denen 260 den Tod gefunden. Und gleich traurig als dieses Häuflein war der Anblick der Stadt. Ihre Mauern lagen in Schutt, ihre Häuser in Trümmer, oder droheten den Einsturz; von Minen war sie nach allem Umfange hin und her unterhöhlt; man sah nicht sowohl das Bild einer befreiten, als einer Stadt die mit Sturm ge-

nommen, zerstöhrt vom Feinde, nach der Plünderung verlassen lag.

Die Hauptleute begaben sich zu Lavalette, der sie ehrenvoll und mit allen nur möglichen Zeichen von Wohlwollen und Freundlichkeit empfing. Aber beim Anblicke Einer des Andern, indem sie sich gegenseitig begrüßten, konnten sich alle der Thränen nicht enthalten, beim Gedächtnisse so vieler überstandener Leiden, des Todes so vieler großer Männer, und vor Freude über die unverhoffte Rettung nach so langem Drangsale.

Die Türkische Flotte schiffte nach Griechenland. Man sah sie von den Küsten Siciliens und Spaniens; und Garcias entnahm aus diesem Anblicke, so wie auch durch Briefe von Lavalette, daß die Belagerung aufgehoben wäre. Er verfolgte die Ungläubigen ohne sie zu erreichen. Sein Ruf litt um so mehr ob seiner Zögerung, dem Orden zu Hülfe zu kommen, als der endlich geleistete Beistand, den glänzendsten Erfolg bewirkt hatte. Philipp entfernte ihn von der Stadthalterschaft Siciliens, und er alterte in Unthätigkeit als Privatmann in seinem Hause zu Neapel.

II.

Ein Tag
aus dem häuslichen Leben
Heinrich des Vierten.

Sehr früh an einem Herbstmorgen im Jahre 1605 erwachte Heinrich der Vierte gesund, heiter, frisch. Aus fremden Staaten, aus den Provinzen seines Reichs, waren angenehme Nachrichten eingelaufen; manches in seinen häuslichen Angelegenheiten hatte sich wohl gefügt; der Morgen war sonnenhell und verhieß einen schönen Tag, da stand er auf, um auf die Rebhühnerbaize zu gehen, und früh genug zurück zu seyn, damit ihm sein Fang zum Mittagsmahle zugerichtet werde: „Denn," sagte er, „die Rebhühner finde ich nie so zart und so gut, als wenn sie gebaizt worden sind, und besonders, wenn ich sie dem Vogel selbst aus den Klauen genommen habe."

Das glückte denn auch nach Wunsch; als die Sonne anfing zu strahlen, kehrte der König heim, und als er ins Louvre kam, die Rebhühner in der Hand, oben in seinen großen Saal trat, sah er im Grunde desselben Toquet und La Varenne, die dort zusammen plauderten, während sie ihn erwartet.

„Toquet, Toquet!" rief er laut, „um unser Mittagsmahl sollt Ihr uns heute nicht beklagen,

Roquelaure, Termes, Frontenac, Harambure und ich, wir bringen uns einen Schmaus. Aber laßt sie geschwind ans Spieß stecken, und verwahrt ihnen ihr Theil. Acht laßt zurück für meine Frau und mich; Bonneuil da, wird ihr die ihrigen von meinetwegen bringen, und ihr sagen, daß ich auf ihre Gesundheit trinken werde. Für mich sollt ihr die aussuchen, die der Falke ein wenig gekrallt hat; es sind drei fette dabei, die ich ihm aus der Kralle genommen, und die er noch gar nicht angerührt."

Wie der König also redete, sah er La Chelle kommen, mit seinem dicken Stocke, hinter ihm her Parfayt, der eine mächtige vergoldete Kumme trug, mit einer sehr schönen Serviette überdeckt, und schon von Weitem an zu schreien fing: „Majestät, fallen Sie mir zu Füßen! Majestät, fallen Sie mir zu Füßen! Da bring ich viere, die sind herrlich."

Als der König das hörte, sagte er zu den Nächststehenden: „Der Parfayt ist vergnügt; das schafft ihm eines Fingers dick Speck auf die Rippen. Ich sehe schon, er bringt mir gute Melonen, und das ist mir lieb, davon will ich heute nach Herzenslust schmausen, da meine Aerzte sagen, sie thun mir keinen Schaden, wenn sie recht gut sind, und ich sie, wenn mich recht hungert, und vor dem Fleische esse. Aber Ihr viere sollt Euer Theil auch davon haben;

geht Euch nicht um Eure Rebhühner, ehe Ihr nicht Eure Melonen habt, die ich Euch geben will, sobald ich meiner Frau ihr Theil, und mein Theil genommen habe, und was ich sonst brauche, für die, denen ich davon versprochen."

Nachdem der König die Rebhühner und Melonen vertheilt hatte, ging er in sein Zimmer, wo er am Eingange zwei Melonen an zwei Knaben gab, die an der Thür standen, und ihnen dabei etwas ins Ohr sagte; dann ging er weiter, und als er in die Mitte seines großen Gemachs gekommen war, sah er aus seinem langen Vogelcabinette Fourcy, Beringuen und La Fonts treten, von denen der Letzte ein großes eingewickeltes Paquet trug, und rief: „La Fonts, bringt Ihr mir auch noch etwas Gutes zum Mittagsmahle?" „Ja Sire!" rief Beringuen geschwind, „aber trockne Kost, nichts als ein Augenschmaus."

„Das nutzt nichts," entgegnete der König, „mich hungert zum Sterben; und bis etwas Weiteres kommt, setze ich mich vor allen Dingen zu Tische, esse meine Melonen und trinke einen Schluck Muscat."

„Aber was ists denn, La Fonts, was Ihr da so eingepackt habt?"

„Majestät, es sind Vorschläge und Muster zu allerhand Stoffen, Teppichen und Tapeten, die Ihre besten Fabrikanten aufs Trefflichste fertigen wollen."

„Gut," erwiederte der König, „das ist gut

für den Nachtische; da will ich sie meiner Frau zeigen, und, schön, daß ich an ihn denke, noch an Jemand, mit dem ich nicht immer ganz einerlei Meinung bin, besonders was dergleichen Dinge betrifft, die er, wie Ihr wißt, Läppereien und Narrentheidinge nennt. Ihr merkt schon, Fourcy, wen ich meine; aber es wäre mir lieb, wenn er und meine Frau dabei wären, wenn Ihr uns diese Proben zeigt, wobei mir zugleich etwas einfallen wird, daß ich ihnen beiden sagen will, um ihre Meinung davon zu hören. Er sagt mir zwar oft genug, daß er nichts hübsch und artig findet, wenn es noch einmal so viel gelten soll, als es werth ist, und daß ich so bei jeder überbotenen Waare denken sollte. Ich weiß auch schon, warum er das sagt, und worauf es geht; aber ich lasse es ihm nicht merken. Man muß doch seine Meinung hören, er läßt mit sich reden. Darum laßt ihn schnell holen, Fourcy, und schickt ihm einen von meinen Wagen die im Hofe warten, oder den Euren."

Das geschah; der Kutscher begegnete unterwegs einem von den Lakaien Sully's, den dieser nach dem Louvre sandte, damit er hören sollte, was der König mache, und erfuhr, Sully speise bei der Herzogin von Guise. Er fuhr dahin; hier war bereits abgespeist; Sully sprang schnell in den Wagen und war so rasch im Louvre, daß der König, als er ihn ins Zimmer treten hörte, sich verwunderte, und ihm

zurief: „Sie sind recht hurtig; aber unmöglich kommen Sie vom Arsenal.“ *)

„Nein, Sire!“ erwiederte Sully, „ich habe bei der Herzogin von Guise und ihren Kindern gespeißt. Sie hatten mich schon oft geladen, allein Eurer Majestät Geschäfte ließen es nicht zu. Heute früh, als ich nach dem Louvre kam, um Ihnen über drei Gegenstände Vortrag zu halten, und Ihnen drei Tabellen darüber vorzulegen, wegen deren Sie mir vorgestern geschrieben, hörte ich, Sie wären auf der Jagd und würden zum Mittage hier speisen; da beschloß ich, mich bei der Herzogin einzuladen, und dort Ihre Rückkunft abzuwarten. Die drei großen, weitläufigen Tabellen, welche ich über die Angelegenheit ausgearbeitet, habe ich in's Arsenal zurückgeschickt; einen Auszug aus denselben habe ich hier behalten, Eurer Majestät denselben zu zeigen, und da zu lassen, wenn Sie es befehlen.“

„Ich weiß wohl,“ antwortete Heinrich, „daß Sie mit dem Hause befreundet, und einander gegenseitig sehr gewogen sind, was mir ganz recht ist; denn ich glaube, sobald sie Ihnen vertraun, und sie haben mir sagen lassen, daß sie das von Herzen Willens wären, unternehmen sie nichts wider meine Person, noch wider den Staat.“

---

*) Sully's Amtswohnung seitdem er grand maitre de l'Artillerie war.

„Sire!“ antwortete Sully, „Eure Majestät sagen mir das mit so viel Gnade, daß ich sehe, Sie sind vergnügt, und heute besser mit mir zufrieden, als vor 14 Tagen.“

„Was? daran denken Sie noch!“ rief Heinrich, „Ich nicht mehr. Wissen Sie nicht, daß unsre kleinen Verdrüßlichkeiten nicht über 24 Stunden vorhalten müssen. Sie haben auch, trotz unsres Zwistes, gleich am Morgen nach jener, mir ein gutes Finanzgeschäft unternommen; und dieses, und allerhand andere Dinge, große und kleine, die ich Ihnen alle erzählen will, machen mich so guter Laune, wie Sie mich sehen. Die Hauptsache ist, daß ich mich seit 3 Monaten nicht so leicht und munter gefühlt habe, als heute. Ich bin zu Pferde gestiegen, ohne Tritt, ohne Hülfe. Ich habe herrliches Wetter zur Jagd gehabt. Meine Vögel haben so gut gestoßen, meine Hunde sind so flink gelaufen, daß jene eine Menge Rebhühner und diese 3 große Kaninchen gefangen haben. Man hat mir meinen besten Falken wiedergebracht, den ich für verloren gehalten. Ich habe Apetit, habe exellente Melonen gegessen und ein Dutzend Wachteln, so fett und zart, als je welche. Aus der Provence schreibt man mir, daß die Bewegungen in Marseille ganz beschwichtiget sind; aus mehreren anderen Provinzen, daß es noch kein so fruchtbares Jahr gegeben hat, und meine Untertha-

nen werden mächtig reich werden, wenn ich die Sperren aufhebe. Saint-Anthoine schreibt aus England, daß der Prinz von Wales unaufhörlich von mir spricht, und sagt, was er Ihnen von seiner Geneigtheit für mich gesagt hat. Aus Italien höre ich, wie die Sachen dort eine Wendung nehmen, daß ich Gunst und Ehre und Ruhm davon tragen werde, den Pabst mit den Venetianern versöhnt zu haben. Bongars schreibt aus Deutschland, daß der neue König von Schweden sich immer besser mit seinen Unterthanen steht, und daß der Landgraf von Hessen mir alle Tage neue und zuverlässige Bundesgenossen, Freunde und Diener wirbt. Buzenval schreibt an Villeroy, daß die Belagerungen vor Ostende und Ecluse Glück und Unglück zwischen den Parteien ausgleichen, der unerhörte Aufwand an Geld, Lebensmitteln und Menschen beide so geschwächt und in Noth versetzt habe, daß sie bald beide auf einen Waffenstillstand oder auf Friedensvorschläge werden lauten müssen. Dann kann es nicht fehlen, daß ich als Vermittler auftreten muß; und das ist ein Anfang, mich ohne Fehde, als Austräger zwischen den Streitigkeiten aller Europäischen Fürsten einzuführen."

„Rechnen Sie zu dem Vergnügen, das mir so viele gute Nachrichten verursacht haben, noch das, bei Tische alle die vernünftigen Männer um mich zu haben, die Sie hier sehen, von deren Treue ich über-

zeugt bin, und die Sie wohl für fähig erachten, mich beim Essen mit angenehmen und lehrreichen Gesprächen zu unterhalten, und zu verhindern, daß man mir dabei nicht von Geschäften spricht. Nach Tische will ich alle Welt anhören, und zufriedenstellen, insofern es mit Recht und Billigkeit geschehen kann."

„Sire!" antwortete Sully, „ich bin überzeugt, daß so viel große und erleuchtete Männer, die Eurer Majestät alle aufrichtig ergeben sind, Sie mit lehrreichen und angenehmen Gesprächen unterhalten und Ihnen Speise und Freude gewürzt haben werden."

„Ja wohl, das haben sie;" sagte der König; „aber ganz unbedingt kann ich es doch nicht zugeben, indem sie mich zu übertrieben gelobt haben. Ich kenne mich selbst zu gut, als daß ich nicht wissen sollte, wie ich meine Fehler und Mängel habe, gleich allen Königen. Es hat deren noch keinen vollkommenen gegeben, und wird auch keiner jemals unter allen auftreten. Und was mein Glück und Gelingen betrifft, die sie so sehr erheben und verherrlichen, so würden sie ganz anders reden, wenn sie seit dem Tode des Königs, meines Vaters, bis auf dieses Jahr, immer um mich gewesen wären, und alle meine Schicksale mit erlebt hätten. Dann würden sie wissen, daß Unglück tausend Mal häufiger war, als Glück, und daß die Aengsten, Verdrüßlichkeiten, Sorgen, unendlich Lust, und Freude und Befriedi-

gung überwogen haben. Und, was kaum zu glauben steht, daß alle meine größten, grimmigsten, giftigsten Feinde zusammen mir nicht so viel Verdruß und Trübsal durch alle ihre Feindseligkeiten, Gewaltthätigkeiten und Verfolgungen zugezogen haben, nicht so viel Noth, Aerger und Angst und Kummer, als meine Verwandte, Verbündete, Parteiträger, Soldaten, Diener, Unterthanen durch Abfall, Undank, Feigheit, Unredlichkeit."

„Sire," antwortete einer von den Umstehenden, „was Euer Majestät so unnatürlich und unglaublich finden: daß Sie nämlich so viel Widerspruch und Widerstand bei gerechten und vernünftigen Dingen erfahren haben, ist nicht nur glaublich, sondern es ist der gewöhnliche Hergang der Dinge. Wenn Gott seine Herrlichkeit offenbaren will, so erwählt er das Werkzeug, wodurch es geschehen soll, nach Belieben, und schenkt ihm tausend und aber tausend Gnaden. Damit jedoch erkannt werde, daß er der Urheber sey, fügt er so viele Hindernisse und Schwierigkeiten bei der Ausführung hinzu, daß jeder bekennen muß, menschliche Kraft habe sie nicht besiegt; sondern die menschliche Tugend sey ein Ausfluß der göttlichen Tugend, und die großen Thaten, die Wunder, welche durch sie geschehen, seyen nicht der Menschen, sondern Gottes Werk."

„So ist es auch mit der Bewunderung, welche

man den großen Eigenschaften Eurer Majestät, und den Wunderwerken zollt, welche Sie mittelst derselben vollbracht haben; indem sie, da alles Menschliche Ihnen entgegen war, uns mit Gott gerettet haben. Mit einem Worte, Sire, Gott hat die Ströme seiner Gnaden in gebrechliche Werkzeuge gefaßt, damit die Ehre seiner himmlischen Barmherzigkeit gegeben werde; aber er auch durch dieselbe die erwählten Werkzeuge seiner Wunder auf immerdar verkläre."

„Sie haben so erleuchtet geredet, mein Herr, daß es schwer fallen möchte, etwas weiter zu sagen," sprach Sully, „und doch muß ich sagen, daß Ihre Behauptungen sich noch kräftiger bestätigen würden, wenn man wüßte, wie wenig menschlicher Beistand Seiner Majestät von denen widerfahren ist, die Ihm denselben, nach Herz und Vernunft, am meisten schuldig gewesen wären. Da würde sich erst recht zeigen, wie wahr Seine Majestät geredet, daß Ihnen von den Seinen mehr Mühsal angestiftet ist, als von Ihren erklärten Feinden; und daß Sie im Friedensstande mehr Noth erlebt haben, als während aller kriegerischen Unruhen. Daß müßten die Ungläubigsten zugeben, wenn sie gesehen hätten, was ich gesehen habe."

„Rosny!" rief Heinrich, „wenn sie einmal etwas darüber aufsetzen wollten und mir mittheilen. Ich möchte es den Ungläubigen vorhalten."

„Sire," versetzte Sully, „alle die verschiedenen

Intriguen, die man während Ihrer kriegerischen Unternehmungen gespielt hat, würden zu lang zu erzählen seyn, und ich könnte sie auch unmöglich gut darstellen. Aber ich werde sehen, ob mir aus der Masse von Angelegenheiten, die Sie durch Ihre Verwandten und auf friedlichen Wegen vollbracht haben, einige der wichtigsten und interessantesten so gegenwärtig sind, daß ich sie Euer Majestät darstellen kann, damit, wie Sie wünschen, auch Andre davon Kunde erhalten; doch muß ich um Frist bitten; denn es könnte Manches dabei zur Sprache kommen, daß nicht alle und jeder gut aufnehmen dürfte. — Meiner Meinung nach, und nachdem, was mich die vergangenen Dinge von den gegenwärtigen und zukünftigen schließen lassen, scheint mir, daß Gott, der Sie zu seinem auserwählten Könige ersehen, geschaffen und geleitet hat, Ihnen, damit die Wunder seiner Gnade vollbracht würden, so viel große Eigenschaften, ausgezeichnete Tugenden, löbliche Neigungen, so viel erleuchtete Erkenntnisse und glorreiche Unternehmungen ins Herz gab; daß er aber, um seine Barmherzigkeit zu verherrlichen, deren Ausführung dermaßen mit Wall und Mauer, Dornen und Nesseln, Zwist und Fehde umgeben hat, daß Sie sie nimmermehr zu Ende führen werden. Desto besser thut seine himmlische Gnade sich in den Tugenden dar, womit er das Werkzeug seiner Absichten ausgerüstet. Indem aber

zweierlei zusammen an den Tag kommt; als Ursache, die besondere Gnade, Huld und der Beistand Gottes; als Wirkung, die Thaten, Werke und Tugenden Eurer Majestät, soll das alle Nationen von Europa und besonders die Franzosen belehren, Sie als den König zu betrachten, der das Werkzeug ihres Heils ist, und untereinander, in Beziehung auf Gott und Glauben, die Barmherzigkeit zu üben, deren Mangel allein Gott bewegen könnte, ihnen seine Gnade zu entziehen, indem er seinen erwählen König zurückforderte; oder ihn seiner seltenen Tugenden, seiner Besonnenheit, Milde, Gerechtigkeit und Tapferkeit entkleidete; oder ihnen einen König gäbe, dem diese nicht beiwohnten. In solchen Fällen träfen sie ohnfehlbar Drangsal und Verderben."

Sully schwieg; denn Heinrich stand auf vom Tische und ging der Königin entgegen, die aus seinem Zimmer trat, um sich in sein Cabinet zu begeben.

„Nun, Liebe!" rief er ihr, so weit als er sie erblickte, entgegen: „habe ich Ihnen nicht gute Melonen, Rebhühner und Wachteln geschickt? Wenn Sie so guten Apetit gehabt haben, als ich, so haben Sie es Sich schmecken lassen. Ich habe in langer Zeit nicht so viel gegessen, noch bin ich so vergnügt gewesen, als heute. Fragen Sie Rosny, der wird Ihnen auch sagen warum."

„Nun, Ihro Majestät," antwortete die Königin: „das trifft sich vortrefflich, denn ich bin ebenfalls seit langer Zeit nicht so wohl und heiter gewesen; noch nie habe ich besser und mit mehr Apetit gespeist. Um uns bei Lust und Laune zu erhalten, habe ich ein Ballet und eine Commödie von meiner Erfindung für Sie veranstaltet. Ein wenig, kann ich nicht läugnen, hat man mir geholfen, Duret und La Clavelle sind den ganzen Morgen nicht von mir weggekommen, während Sie auf der Jagd waren. Das Ballet stellt, wie sie sagen, die Glückseligkeiten des goldenen Zeitalters, und die Commödie die angenehmsten Lustbarkeiten der 4 Jahreszeiten vor."

„Wie angenehm, Liebe! ist mir," sagte der König: „Sie so bei Laune zu sehen. Ich bitte Sie, lassen Sie uns doch immer so zusammen leben. — Allein wenn Ihr Ballet und Ihre Commödie recht bequem getanzt und geschaut werden sollen, so muß das bei Rosny geschehen, in dem großen Saale, den ich ihm eigends zu dergleichen habe einrichten lassen. Und daß er nur die Leute auf Commando hineinschafft."

„Nun aber will ich Ihnen Muster zu Teppichen zeigen, die mir Fourcy hat bringen lassen, damit ich Ihr Urtheil höre. Nach Rosny's frage ich gar nicht, das weiß ich schon; jedoch möchte ich, daß er uns beiden zuvor einen Auszug aus gewissen Tabellen zeigte, von dem er mir gesagt hat, daß er

ihn mit gebracht habe, und der, glaube ich, uns so viel Vergnügen machen wird, als Alles, was wir bisher gesprochen und gesehn haben."

Bei diesen Worten führte Heinrich Sully und die Königin gegen die Fenster, wo jener beiden einen Auszug aus dreierlei Tabellen vorlegte.

Die erste betraf die Grenzplätze und deren Befestigung, die Zahl der königlichen Gebäude und deren Verbesserungen, den königlichen Prachthausrath, die Teppiche, die goldenen und silbernen Geschirre, das Geschmeide, die unter seinem Ministerium bestanden, ausgeführt und angeschafft worden.

Die zweite handelte von Verbesserung und Vermehrung der Einkünfte, von den Summen an baarem Gelde in Silber- und Goldmünzen, die er bewirkt und gesammelt, seitdem die Leitung der Finanzen ihm übergeben war, und über solche, die er noch zu bewerkstelligen, zu sammeln hoffte.

Die dritte gab den Bestand an sechspfündigem Geschütze, die Zahl der Kugeln, die Mittel an, jene Kriegsrüstungen gehörig in Bewegung zu halten; ferner die Masse des Pulvers aller Art, die Zahl an Werkzeugen, Geräthschaften und Geschirren, worüber der König zu verfügen habe; endlich die Zahl des Adels und der Krieger, die zu freiwilligem Dienste tauglich waren.

Vom weiteren Schlusse dieses Tages, wie das Fest der Königin ausgefallen, davon berichtet die Historie Nichts mehr. Die Absicht ihrer Darstellung ist erreicht. Sie hat den heitersten und auch den würdigsten Tag eines Königslebens dargestellt, erfüllt von Belustigung, sinnlichem Genusse, Freundlichkeitserweisungen, Betrachtungen des Vergangenen, Religion; reich an weltbürgerlichen Hoffnungen für die Zukunft, und am gediegensten schön durch die Befriedigung beim hellen Ueberblicke der erworbnen Macht und Fülle.

III.

Heinrich der Vierte, Sully und die schöne Gabriele.

Die Ehescheidung zwischen Heinrich dem Vierten und Margaretha von Valois, seiner ersten Gemahlin, war unter Vermittlung Sullys, in den auch die Königin ein großes Vertrauen setzte, im Werke; allein diese hatte noch nicht ihre förmliche Einwilligung gegeben. Die Furcht hielt sie zurück, daß Heinrich nach ihr die schöne Gabriele auf den Thron von Frankreich erheben dürfte, mit welcher er mehrere Kinder erzeugt, die er zur Herzogin von Beaufort gemacht hatte, und der sie gar keine ehrenvolle Namen gab.

„Tochter von Frankreich, Tochter, Schwester, Gemahlin von Königen, die Letzte von dem Geschlechte der Valois, welche noch die Luft des Lebens athme," schrieb Margaretha an Sully: „wäre ihr das Vaterland so sehr lieb, Person und Zufriedenheit des Königs so theuer, wünsche sie so glühend, daß er rechtmäßige Kinder haben möchte, die ohne innere Zwietracht seine Krone erbten, daß sie begehre und verlange, da sie selbst dieses Glück ihm nicht verschaffen könne, eine Andere hiezu in Stand zu se-

tzen, welche seiner werth sey. Deßhalb wäre sie entschlossen, zur Trennung ihrer Ehe mit dem Könige alle mögliche Erleichterung beizutragen. Aber wolle dieser ihr zur Nachfolgerin eine Frau geben, von so niedriger Herkunft, die ein so schmutziges, garstiges Leben geführt, als jene, von welcher ein solches Gerücht ginge, so würde sie im Gegentheile keine Handbreit weichen." Hierauf ermahnte sie Sully dringend, solche Schande, solches Unglück für den König, für sie, für Frankreich, abzuwenden, und erinnerte ihn lebhaft an die Folgen.

Heinrich war durch die Rücksicht auf diese, auf sein Reich, auf das wenig Rühmliche einer Ehe mit der schönen Gabriele für ihn, indessen von selbst sehr bewegt, so, daß der Entschluß dazu noch gar nicht bei ihm fest stand, wenn schon ihn Liebe und Anhänglichkeit sehr vertraten. Er wurde von den Umständen bald genähert, bald unterdrückt.

Die schöne Gabriele war ein wenig liederlich*) gewesen, ein wenig schlaff, ein wenig dumm; aber sanft, empfindsam und von einer gewissen Herzenseinfalt und großer Schönheit, fesselte sie den König wahrhaft, und vertrauliche Gewohnheit und die gemeinsamen Kinder verstärkten seine Anhänglichkeit für sie. Sie wünschte, so sehr sie konnte, Kö-

*) Bagasse de Gabriele.

nigin von Frankreich zu werden; ihr Anhang that alles Mögliche, und ließ sie alles Mögliche thun, diesen Wunsch zur Erfüllung zu treiben. Ein dienliches Mittel hiezu schien, die Ehe zwischen ihr und Heinrich als schon geschlossen darzustellen. Zahllose Stimmen der Schmeichelei versöhnten ihn wahrscheinlich mit dem, was in seinem Innern dawider sprach, sobald es für unterdrückt von ihm gehalten wurde, und er war nicht fest wider solche Stimmen. Der Unmuth des Volkes und der Großen äußerte sich nicht so kräftig wider ein Gerücht, als wider die Sache selbst, und wurde inzwischen durch das Gerücht mit der Vorstellung davon vertraut, und dawider abgestumpft. Der Anhang der schönen Gabriele mehrte sich, also sprach diese selbst häufig von ihrer Aussicht, dem Könige vermählt zu werden, und zahlreiche Schriften verbreiteten sich über diese Vermählung, als über eine mit Sicherheit zu erwartende Begebenheit.

Sully wünschte im Herzen gewiß nicht, daß sie zu Stande käme; nicht als Patriot, auch nicht aus Privatrücksichten. Er war mit den Hauptpersonen vom Anhange der Herzogin bei Geschäftsangelegenheiten zu widerwärtig zusammengetroffen, um nicht die Vermehrung und Befestigung ihres Ansehens zu fürchten, welche sie zur Folge haben mußte. Allein er durfte nicht entschieden dawider wirken, bei der

Neigung Heinrichs für seine Geliebte und seiner Gemüthsart, konnte die herzliche Wallung eines Augenblicks ihr die Krone verschaffen; dann wären dem Vertrauen des Königs zu ihm Fesseln angelegt, er in ein feindliches Verhältniß zur Königin gesetzt gewesen, hätte er sich entschieden wider ihre Erhebung erklärt.

Mit eben so großer Klugheit als Rechtschaffenheit, (in ihr bestand die Gediegenheit seiner Klugheit,) schonte er dieß Verhältniß.

Weit entfernt, des Königs Neigung zu schmeicheln durch Verkleinerung, Bemäntlung, oder gar durch Abläugnung der Uebelstände, welche seine Verbindung mit der schönen Gabriele begleiteten, hob er diese auch nicht unmittelbar selbst und in aller Stärke an den Tag; wenn schon er gern zuließ, vielleicht veranstaltete, daß dieß durch einen Dritten, oder durch Umstände geschah. Er erwähnte gegen den König der Wiedervermählung desselben nur immer mit eben so großer Wahrscheinlichkeit, daß seine Wahl einen andern Gegenstand, als die Herzogin von Beaufort, treffen könne, als einer noch ganz unentschiedenen Angelegenheit. So erhielt er sie schwankend in dessen Gemüth, und unentschiedene Dinge, die vom Entschlusse abhangen, werden durch die Verzögerung des Entschlusses immer schwieriger.

Die Machinationen aber, welche der Anhang

der schönen Gabriele anwandte, die Unentschiedenheit des Königs zu ihren Gunsten zu bestimmen, mußten seiner Tüchtigkeit, ohne Rücksicht auf Zweck und Erfolg, zuwider seyn, wegen der Unanständigkeit und des Vorwitzes, die darin lagen.

Der Brief der Königin Margaretha, den er dem Könige mittheilte, war ein willkommenes Mittel, demselben eine ernste Ansicht seines desfallsigen Entschlusses zu Gemüthe zu führen, und diente zugleich, jenen Machinationen Einhalt zu thun. Heinrich mußte zugeben, daß auf alle Fälle, bis nach vollzogener Ehescheidung, keine Muthmaßung über seine zukünftige Gemahlin in Schwung kommen dürfte; ja, daß hiedurch der Herzogin von Beaufort ein besonderer Dienst geschähe, sollte sie die Erwählte seyn, weil die Königin, wenn dieß ruchbar wurde, ohnfehlbar in die Trennung ihrer Ehe nicht willigte. Gegen den Anhang der Herzogin ließ Sülly gleichfalls etwas von dem Briefe der Königin verlauten: ob die Rücksicht auf ihre Drohung jene schüchtern mache? aber hier hatte seine Schlauheit nicht den erwünschten Erfolg.

Die schöne Gabriele war um jene Zeit von der Entbindung eines Sohnes genesen, und die Taufe dieses Kindes wurde benutzt, seine Mutter als künftige Königin von Frankreich darzustellen. Alle Gebräuche, welche bei der Taufe eines königlichen Kindes üblich

sind, wurden dabei beobachtet. Der König äußerte gegen Sully seine Unzufriedenheit darüber, und wie man viel mehr gethan, als er befohlen, und Sully sprach laut wider dieß Uebermaaß; aber sollte noch selbst daran Theil bekommen.

Du Fresne, Mitglied des Finanzrathes, eine Hauptfigur des erwähnten Anhanges der Herzogin von Beaufort, setzte eine Anweisung für den Schatzmeister der Ersparnisse auf, daß derselbe den Herolden, Trompetern und Hautboisten die übliche Gebühr für ihre Dienstleistung bei der Taufe Alexanders, Monsieurs, Sohnes von Frankreich, auszahlen sollte. Die Anweisung wurde Sully zur Unterschrift vorgelegt; er legte sie zurück, ließ eine andre aufsetzen, worin Alexanders keine Erwähnung geschah, und die Gebühr auf eine mindere Summe herabgesetzt wurde, als die übliche bei der Taufe eines königl. Kindes. Als die Herolde und Musiker diese erhielten, verwahrten sie sich dawider, sagten ihr Gebühr dabei wäre ja bestimmt, und beriefen sich auf Herrn Du Fresne. „Nichts, nichts!" rief Sully ungeduldig, „ihr kriegt nicht mehr; es giebt keine Kinder von Frankreich!" Sie gingen murrend, und Sully hörte, sie hätten gedroht, sich bei der Herzogin zu beklagen.

Er sah voraus, daß diese die Sache übel nehmen, und ihm Verdruß beim Könige zu Wege bringen werde; dem zuvorzukommen, fuhr er sofort in

das Louvre. Heinrich ging mit dem Herzoge von Epernon spazieren. „Was gibts!“ rief er, als er Sully sah.

„Sie erinnern sich, Sire,“ antwortete dieser, „Ihres Willens, daß über die Gnade, welche sie irgend einem Fräulein oder einer Frau durch Ihre Hand zugedenken möchten, keine Muthmaßungen in Schwung kommen sollten, vor allem keine in Bezug auf die Frau Herzogin von Beaufort. Nun hat man eine Anweisung ausgefertigt, worin sie kund, ja als vollzogen kund gethan wird, ehe noch einmal daran gedacht ist.“ „Wo ist die Anweisung?“ rief der König. Sully überreichte sie, und als jener sie gelesen, sagte er: „das ist ein tückischer Streich von Du Fresne; aber es soll ihm nicht gelingen.“ Hierauf wandte er sich zu drei oder vier der Nächststehenden und sprach: „Da sehen sie die Bosheit der Leute, und wie man die neckt, die mir gut und zu Willen dienen. Da legt man Herrn von Rosny *) eine Anweisung vor, die so abgefaßt ist, daß, wenn er sie durchgehn läßt, er mich, wenn er Ausstellungen dawider macht, meine Herrin **) beleidigen muß. Aber ich werde schon

*) Sully war Marquis von Rosny.

**) Der Ausdruck Maitresse galt in jenen Zeiten noch nicht für ein Verhältniß der Liebe, das die bürgerliche Gesellschaft nicht geheiligt, son-

dazu thun! fahren Sie zu ihr," fuhr er, gegen Sully gewendet, fort, „beruhigen Sie sie darüber, und wenn sie sich nicht beruhigen lassen will; so werde ich als Herr und nicht als Verehrer sprechen."

Sully fuhr nach dem Kloster St. Germain, wo die schöne Gabriele wohnte, die, als er eintrat, ihm entgegenrief: „Jesus, mein Herr, wo kommen Sie her! Sie kommen doch nicht, mich zu besuchen, da sie mich alle Tage beleidigen." Sully antwortete: „Gnädigste Frau, ich komme auf Befehl des Königs, Ihnen den Hergang einer Sache vorzustellen, worüber man Sie, wie ich sehe, schon falsch berichtet hat. Aber ich habe nichts dabei gethan, das der König nicht billigte, und das er nicht zu seinem und Ihrem eignen Besten geschehen hielte." „Ich weiß schon alles, wie es ist," anwortete die Dame, „und brauche nichts weiter zu wissen. Mir sollen sie nichts weiß machen, wie dem Könige, den sie überreden können, daß schwarz weiß ist." „Hohe, gnädigste Frau," sagte Sully, „wenn Sie so wollen, so bin ich Ihr unterthäniger Diener; aber ich werde Ihrer Ungnade wegen meine Schuldigkeit nicht minder thun." Darauf fuhr er zurück ins Louvre zum Könige.

Als Heinrich das Vorgefallene erfuhr, wurde

---

dern er hatte die in den Ritterzeiten damit verknüpfte Bedeutung.

er aufgebracht und rief: „Fort, fort! kommen Sie mit mir zu ihr, Sie sollen sehen, daß ich nicht von den Weibern besessen bin, wie die bösen Zungen schwatzen; daß ich meine Diener bei Recht und Ehren zu erhalten weiß, wie sie diesmal ganz auf Ihrer Seite sind, und daß ich als Herr sprechen werde. Wenn ich ihr solche Sprünge durchgehen lasse, so wird sie mir bald ganz andre machen. Dieß ist meine Sache mehr, als die Ihre."

Bei diesen Worten stieg er in Sully's Wagen, da der seinige ihm zu lange ausblieb, und fuhr mit diesem zur Herzogin.

Als man der schönen Gabriele die Ankunft des Königs meldete, ging sie ihm bis an die Thür des Vorsaales entgegen. Hier traf er sie, nahm sie bei der Hand, und ohne Kuß, ohne Liebkosung oder freundliche Worte, wie sonst gewöhnlich, sagte er: „Kommen Sie, kommen Sie, gnädige Frau in Ihr Zimmer, und daß Niemand eintrete, als Sie, Rosny und ich; denn ich habe mit Euch Beiden zu reden, und will Euch lehren, gute Freunde seyn."

Nachdem er hierauf die Thür des Zimmers wohl verriegeln lassen und selbst zugesehen hatte, ob Niemand sich darinnen, oder im Cabinette, oder in der Garderobe befände, der horchen könnte, faßte er Sully bei der einen Hand, die schöne Gabriele bei der andern und sagte:

„Schau, Frau! was soll das heißen? Du willst mich wahrhaftigen Gott aus Herzenslust ärgern, und meine Geduld auf die Probe setzen; aber ich schwöre bei Gott, wenn Du das so fort treibst, so schneidest Du Dich gewaltig mit Deiner Hoffnung. Ich will nicht wegen Deiner dummen Grillen, die Dir, ich weiß schon wer, in den Kopf gesetzt hat, meinen besten und rechtschaffensten Diener verlieren, der alles mit meinem Wissen, und mir zum Besten und zur Ehre gethan hat, und auch zu Deinem eigenen Besten. Er ist nicht so dumm, daß er mir schwarz für weiß ausgeben möchte, und ich bin nicht so dumm, daß ich mich bei der Nase herumführen lasse; folglich will ich, daß Du ihn ruhig anhörst, wenn er Dir etwas zu sagen hat, und Dich seines Rathes bei Deinen wichtigsten Angelegenheiten bedienest, wie ich bei den meinen, wobei ich mich wohl befinde. Du mußt wissen, daß ich Dich vorzüglich geliebt habe, weil Du sanft warest, freundlich und gefällig, und nicht eigensinnig oder beißig. Wenn Du Dich auf einmal so verändern willst, so werde ich alles Vorige für Heuchelei halten, und denken, daß Du es nicht besser machen wirst, als andre Weiber, sobald ich Dich dahin erhoben habe, wo Du hin willst. Ich scheue mich nicht, dieß Alles vor Rosny zu sagen, den ich für so klug halte, daß sein Lob ihn anspornen wird, noch besser zu dienen, als bisher,

und nicht ihn zum Hochmuthe verführen, daß er seine Schuldigkeit deshalb vergäße."

Die schöne Gabriele hörte den König mit Thränen in den Augen, Schluchzen im Herzen und auf den Lippen, wollt ihm die Hände küssen und schrie:

„O Gott! ich Unglückliche! daß ich meine heiße Liebe einem Könige geschenkt habe, der so schnell vergessen kann, wie oft er geschworen, er liebe mich mehr, als sich selbst. Wenn ich einen Dolch hätte, ich wollte ihn mir ins Herz stoßen, damit Sie, wenn es Ihnen dargebracht würde, Ihr Bild so tief darin eingegraben sähen, daß es nur mit dem Leben verlöschen kann. Sie wissen dieß wohl! Ja ich soll sterben, weil Sie mir Ihre Liebe entziehen; und wie kann ich zweifeln, daß Sie das thun, da sie einen andern lieber haben, als mich. Wäre er ein schönes Frauenzimmer, so ließe sich dieß ertragen. Ich stürbe vor Schmerz, doch ich wäre nicht die Erste, die vor Liebe, wegen eines Mannes Undank und Treulosigkeit, stirbt. Allein mir einen Diener, einen Knecht vorziehn, der mich auf's äußerste beleidigt hat, ohne daß ich mich im geringsten beklagt, oder es ihm nachgetragen hätte, mit seinen schönen Reden über die Taufe unseres Sohnes; der die Ehre bei Ihnen verschwärzt, die man jenem angethan, und nun, da man ihm eine Anweisung vorlegt, über gewöhnliche Gebühr bei der Feierlichkeit — ach Herr! was hat er nicht Alles

zur Schande unseres Kindes und zu meiner Schande gesagt! — Und Sie wollen das leiden! — O Gott!" schrie sie, und warf sich auf ein Bett, „es ist nicht möglich, das Schreckliche zu überleben, daß Sie einen Diener mehr lieben, mit dem kein Mensch auskommen kann, als eine Herrin, mit der alle Menschen zufrieden sind."

Dem Könige fuhr dieser Redestrom, dessen er sich keinesweges versehen hatte, nicht wenig durch den Sinn; er stockte — Aber er faßte sich bald in Herz und Gedanken, und sagte:

„Frau, so viel Geschwätz über eine solche Kleinigkeit hätte ich mir von Dir nicht erwartet, und ich merke auch recht gut, daß es nicht aus Deinem Kopfe kommt, sondern aus einem, der keine Viertelstunde bestehen kann, ohne mir zu widersprechen und mit mir zu streiten. Aber damit Du nicht denkst, daß Du etwas erreichst, wenn Du Dich auf's hohe Pferd setzest, und auch nicht durch Thränen und durch List; so befehle ich Dir, Dich mit Rosny zu vertragen, der mir keinen Rath in Hinsicht auf Dich gegeben hat, als zufolge seiner Schuldigkeit, und nach meinem Sinne."

„Ich bitte Dich nun, laß die Sache ruhn; habe mich lieb, wie bisher, lebe im Frieden mit mir und mit meinen treuen Dienern, wie bisher, und ich werde Dich auch lieb haben, wie sich's gebührt."

Allein die schöne Gabriele gab sich nicht zur Ruhe; schrie unaufhörlich: „sie müsse sterben! sie könne die Schmach nicht überleben, daß ein Diener, ein Knecht, Recht gegen sie behalten solle, die Herrin hieße, ihr ins Gesicht, um ihn völlig über sie zu erheben!"

Da antwortete der König endlich: „Bei Gott, Frau, ich sehe, man hat Dich zu dem Spaße abgerichtet, um zu versuchen, ob ich einen Diener fortjage, der mir 25 Jahre redlich gedient hat, den ich nicht missen kann, das sage ich ihm ohne Scheu ins Angesicht. Aber daraus wird nichts; und damit Du Dein Herz zur Ruhe gibst, und nicht mir zu Verdruß und Schaden die Beißige spielst; so sollst Du wissen, wenn ich denn einen von Euch beiden entbehren muß, will ich lieber zehn Herrinnen missen, wie Du bist, als einen Diener, wie er ist, den Du mir ins Angesicht und ihm einen Knecht nennst, um ihn zu beleidigen, was ich keinesweges gut heiße. Er ist nicht von so niedriger Herkunft, mein Haus hat Verbindungen mit dem seinen nicht verschmäht."

Als hierauf Heinrich Miene machte das Zimmer zu verlassen und fortzugehen, warf die Herzogin sich ihm zu Füßen mit Thränen und Bitten. Doch sie fand ihn standhafter dawider, als die vermuthet, welche sie zu dem Aufzuge angestiftet. Da besänftigte sie sich allmählig; und alle drei schieden, nach

weitläufigen Erörterungen, als gute Freunde von einander.

Die schöne Gabriele entriß nicht lange nachher ein vorzeitiger Tod ihren Wünschen und Hoffnungen. Schwerlich hätte, ohnerachtet der vorigen Scene, Sully's Klugheit sie sonst von dem Throne Frankreichs zurückgehalten, und vielleicht wären Geschlecht und Land durch sie besser berathen gewesen, als durch die herz-, geist- und lebenlose Marie von Medicis.

IV.

Sully,

als Herrendiener.

Die Unumschränktheit der königlichen Gewalt im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderte unterwarf die durch geistige Entwickelung vorzüglich ausgezeichneten Menschen, eben in solchen Verhältnissen, welche die Wirksamkeit ihrer Aufklärung begünstigten, häufig der unseligen Wahl, auf das Einzige, wodurch das menschliche Dasein Werth erhält, auf erfolgreiche Thätigkeit der Vernunft in praktischer Anwendung ihrer Resultate, zu Gunsten der königlichen Autorität Verzicht zu leisten, und sich mit dem Glücke des Viehes, behaglicher Kost, Dachung und Behabung, zu begnügen; oder, als Rebellen bezeichnet, Vaterland und Leben zu wagen, als solche auftretend, das Glück des staatsbürgerlichen Verbandes aufzuopfern, zu mißhandeln, und jene beide auch in diesem Falle nicht zu sichern. War in dem Könige ein aufgeklärter Geist, ein mildes Gemüth; so wurde der Contrast dieser Wahl sehr gemildert, aber nie vollkommen aufgehoben, weil nur ein ganz gleiches Verhältniß in Bezug auf Ausübung der höheren Menschenrechte zwischen dem Herrscher und Beherrschten hier

Staatliche Bibliothek Bamberg

diesen vor Gefährdung durch menschliche Schwäche sicher stellen kann.

Haftete je in eines Herrschers Gemüthe natürliche und kräftige Ehrfurcht vor diesen Rechten; so war es im Gemüthe Heinrichs des Vierten, Königs von Frankreich. Selbst außerdem Apostat, Anhänger und zum Theil Märtyrer von freieren Ansichten in Bezug auf die Religion, bis er zu den alten Meinungen der Kirche zurücktrat, hatte er gelernt, die Freiheit der Ueberzeugung und des Gefühls zu schonen, und den Widerstand zu ehren, der diese mit Mäßigung behauptet; allein so schwer wendet der Mensch, besonders der nicht wissenschaftlich gebildete, die in einem Verhältnisse erworbenen Grundsätze auf andere, jenem nicht gleiche, Verhältnisse an.

Wie im positiven Verhältnisse, so gilt diese Wahrheit auch im negativen. Der Sully, welcher Protestant blieb, als sein König in den Schooß der alten Kirche zurückkehrte; der für den Staatsdienst Alles wagte, und mit eben so hellem Geiste, als reinem und festem Gemüthe, hier Grenzen und Bahn überschauete und verfolgte, ein solcher Mann wagte unter einem solchen Könige, bei jener Unumschränktheit der königlichen Gewalt, nicht, sich wider deren Willen auf jener ehrenvollen Bahn ausschließlich zu behaupten, und ließ, trotz dem Verlangen dazu, welches ihm die Ueberzeugung gab, daß er nur auf ihr

ersprießlichen Erfolgen mit Sicherheit entgegensehen könne, der Abscheu vor dem Niedrigen und Unwahren in der Intrigue, der in jedem rechtschaffenen Gemüthe viel stärker ist, als das Vergnügen des Geistes an der Gewandtheit und Umschauung, die dabei ausgeübt werden müssen, ließ sich, zum eigenen Schaden, als Intriganten und Herrendiener gebrauchen; und eine kleine Lust an der Rache der Umstände dafür, daß er jenes that, vertritt, als seine letzte Strafe, bei dem ihn in jenen Verhältnissen gemißhandelt sehenden Zuschauer die Stelle des Unmuthes oder Mitleids hierüber.

Nach dem Siege der Hugenotten bei Coutras im Jahre 1586, rieth Sully dem Haupte ihrer Partei, dem Könige von Navarra, sich nun mit den Prinzen seines Hauses enger, als je zuvor, und nach allen Kräften zu verbinden, an der Loire hinaufzugehen, und die aus Deutschland und der Schweiz herannahende Hülfsarmee auf dem nächsten Wege an sich zu ziehen, wo dann von den Städten Charité, Nevers und Desize einem vereinten Angriffe vom rechten und linken Ufer her kein Widerstand geleistet und so ihre Vereinigung ungehindert geschehen würde. Nach dieser Vereinigung wäre die Eroberung der festen Plätze in Xaintongue, Poitou, Angoulemois, die der zwei Hauptstädte ausgenommen, ihnen gleichfalls gewiß, und so das ganze Land hinter der Loire,

der größte Theil des Königreichs, in ihrer Gewalt. Hiedurch verschafften sie sich ferner die Wahrscheinlichkeit, den übrigen Theil desselben zu erobern, wenn die Schwäche des Königs, Heinrichs des Dritten, zugäbe, daß die Ligue und die Spanische Partei, wie ihre Absicht sey, das Reich zerstückle.

Dem heranrückenden Hülfsheere hatte Heinrich von Navarra schon einen Boten entgegengesandt, der es gegen den Ursprung der Loire hinbeorderte. Sully gab er den Auftrag, zum Prinzen von Conty zu reisen, und diesen, in Gemäßheit jenes Plans zu ersuchen, daß er seine Macht zusammenzöge und, unter dem Vorwande, mit seinen Truppen zu dem Heere der Ligue zu stoßen, sich mit dem Hülfsheere vereinige.

Aber was so wohl ersonnen und thunlich war, scheiterte; die Schlacht von Coutras hatte eben so wenig entscheidenden Einfluß auf das Schicksal der Parteien in Frankreich, als alle großen Schlachten, die während der bürgerlichen Kriege zwischen der Ligue und den Protestanten von beiden Theilen gewonnen sind.

Das Hülfsheer erhielt nicht den Befehl, gegen den Ursprung der Loire vorzurücken, und seine Masse schwankte ohne bestimmte Richtung, wie ein Schiff in hohen Fluthen von wechselnden Winden, von diesem und jenem Einfalle der verschiedenen Führer hin-

und hergetrieben, bis die Heerhaufen der Ligue es umringten, anfielen, kleine Trupps davon abrissen und endlich in der Schlacht bei Aulneau völlig überwanden und ihre eigne Macht zum Theile dadurch verstärkten.

Sully traf den Prinzen von Conty nicht, und indem er ihm nachreiste, bekam er die Nachricht von jenem Siege, der seine Sendung vereitelte.

Das Beispiel der Zerstücklung Frankreichs war auch zu lockend für die hugenottischen Häupter, als daß sie nicht ebenfalls lieber getrachtet haben sollten, in irgend einem Theile des Reichs sich mit ihrer Kriegsmacht festzusetzen, um ihn, beim gegebenen Zeichen, als unabhängige Herrscher zu behaupten, wie das ganze Reich, mit vereinter Kraft redlich zusammenwirkend, dem Haupte des Hauses der Bourbonen zu erobern.

Der Prinz von Condé wünschte auf diese Weise Poitou, Anjou, Auleix, Xaintongue und Angoulemois an sich zu bringen, und zertheilte, kühn gemacht durch den neuerlichen Sieg, seine Krieger, zur Eroberung der Städte, in jenen Provinzen.

Auch kleinere Häupter nährten gleiche Absichten. Thurenne, Herzog von Bouillon, suchte aus ebendenselben die Städte von Limosin und Perigord einzunehmen, in welchen Provinzen seine Besitzungen lagen.

Karl von Bourbon, Graf von Soissons, begab sich freilich zum Könige von Navarra; allein nur um dasselbe, wie jene, auf anderm Wege zu verfolgen. Seine Absicht war, sich mit Catharina von Bourbon, der einzigen Schwester Heinrichs, zu vermählen, und auf diese Weise die großen Besitzungen des Hauses von Navarra mit seinen eigenen zu verbinden. Sogleich nach seiner Ankunft überredete er Heinrich nicht etwa zu ferneren Kriegszügen, sondern zu einer Reise nach Bearn zu seiner Schwester, sich selbst dieser als Verehrer und Bewerber darzustellen. Heinrich aber glühte vor Verlangen, die in der Schlacht von Coutras erbeuteten kriegerischen Ehrenzeichen der Gräfinn von Guiche zu Füßen zu legen, einer Dame am Hofe seiner Schwester, welche er damals leidenschaftlich liebte, und benutzte freudig den dargebotenen Vorwand zu dieser zwecklosen Reise. So zersplitterten sich die Wirkungen, welche jene Schlacht hätte haben sollen, ins Eitle.

Dem Grafen von Soissons gelang es indeß vollkommen, die Neigung der Schwester des Königs von Navarra zu gewinnen; doch in gleichem Maaße entfernte er sich von der ihres Bruders. Argwöhnisch, ränkevoll, schleichend, gekniffen, hartnäckig, und dabei zugleich hochfahrend, übereilt, von den Ausbrüchen seiner finstern Laune beherrscht, war er dem arglosen, gutmüthigen, aufbrausenden und heitern Kö-

nige in jeder Eigenschaft seines Wesens entgegengesetzt. Der Zwiespalt, welcher hiedurch zwischen ihnen entstand, artete in offene Feindseligkeit aus, als Heinrich, der inzwischen Heinrich von Valois auf den Thron von Frankreich gefolgt war, Aufschlüsse über den eigentlichen Grund der Bewerbung des Grafen um seine Schwester bekam, und nun beschloß, nimmermehr in jene Vermählung zu willigen.

Der Graf von Soissons ließ sich hiedurch nicht abschrecken, sondern meinte, was ihm der Bruder versagte, das werde er, gegen dessen Willen, durch die Neigung der Schwester erreichen.

Die Belagerung von Rouen, während der bürgerlichen Kriege, die der Thronbesteigung Heinrichs folgten, schien ihm hiezu ein gelegener Zeitpunkt. Unter dem Vorwande einer Lustreise verließ er das Lager, nachdem er heimlich Gespanne von Ort zu Ort bis nach Bearn, wo die Prinzessinn lebte, für sich in Bereitschaft hatte setzen lassen. Doch sein Geheimniß und seine Absicht waren dem Könige verrathen. Er traf in Bearn den Herrn von Pangeas, als Commissair desselben, mit Vollmacht, sich allen seinen Unternehmungen zu widersetzen und ihn aus dem Lande zu weisen. Dennoch verschaffte die Vertraute und Vertreterinn seiner Bewerbung um die Prinzessinn, die Gräfinn von Guiche, die den König haßte, seitdem er sie nicht mehr liebte und der vori-

gen Leidenschaft für sie sich sogar, ihrer Häßlichkeit wegen, schämte, ihm eine Zusammenkunft mit Catharina, bei welcher sie gegenseitig eine schriftliche Erklärung austauschten, sich niemals sonst, als mit einander vermählen zu wollen.

Auch dieses wurde dem Könige hinterbracht, von dessen Partei der Graf nach jener Begebenheit mit bittern Worten sich trennte; auch suchte man ihn außerdem wider dessen Vermählung mit seiner Schwester noch mehr durch die Vorstellung zu entzünden: daß, wenn Kinder aus dieser Ehe entsprängen, sein Leben sogleich dadurch meuchelmörderischen Angriffen bloßgestellt seyn würde, so daß Heinrich seitdem nichts angelegentlicher wollte und begehrte, als jene Erklärungen seiner Schwester und des Grafen in seine Hände zu bekommen, und nicht nur diese, sondern auch eine schriftliche Versicherung beider, daß sie einander entsagt und aller gegebenen Verheißungen sich gegenseitig erledigt hätten.

Sully's Art war der Natur des Grafen von Soissons durch eine gewisse Herbe seiner Tüchtigkeit und durch ein streng gehaltenes Wesen so angenehm, daß er sogar gewünscht hatte, ihn in seine Dienste zu ziehen, und ihm vielfältiges Vertrauen bewiesen. Heinrich gab Sully den Auftrag, ihm die Erklärungen beider zu verschaffen.

Vergebens sträubte und wandte sich dieser; er

schützte die Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer Reise nach Rouen vor, zu welcher er sich anschickte, um den Gouverneur und die Stände der Normandie in Ergebenheit aufzunehmen, mit welcher er die Unterhandlungen deßhalb bis zu diesem Schlusse geführt. Der König versicherte, ihm sey an Rouen und der ganzen Normandie nicht so viel gelegen, als an jenen Erklärungen. Die Provinzen müßten, nach der Lage der Umstände, ihm schon von selbst zufallen, sobald seine Krönung vollzogen seyn würde. Allerhand geheime Gründe, jenen hievon zu überzeugen, fügte er hinzu; allein vor allen Dingen befahl er, Sully sollte alles Weitere ruhen lassen, bis er die beiden Erklärungen verschafft hätte, und allen Witz aufbieten, um sie zu verschaffen. Dieser wußte nach vielerlei Einwendungen nichts zu thun, als zu gehorchen. Von Heinrich forderte er das Versprechen, Niemand sagen zu wollen, daß er ihm einen solchen Auftrag gegeben hätte, und keinen Schritt, keine Aeußerung, welche er in dieser Angelegenheit für nöthig erachte, übel aufzunehmen. Nachdem er dieses erhalten, schritt er um so rascher zur Beendigung jenes Auftrages, weil ihm die Reise nach Rouen nöthiger dünkte, und die Vollziehung des dort auf ihn Wartenden wesentlicher am Herzen lag.

Daß auf geradem Wege hier nichts zu erlangen sey, leuchtete ein. Er beschloß zunächst, dem ehelu-

stigen Paare durch einen unverdächtigen Dritten wissen zu lassen, daß er ein untrügliches Mittel wisse, den König mit seiner Vermählung zu versöhnen.

Herr von Evreux, dem er die Abtei dieses Namens verschafft, hatte einen Bruder, von welchem Sully wußte, daß er mit drei Kavalieren bekannt war, die mit dem Grafen von Soissons in der innigsten Vertraulichkeit lebten. Sogleich begab er sich zu jenem und traf glücklich den Bruder dort. Er lenkte das Gespräch hin und her und ließ endlich, wie übereilt, vom Zuge desselben fallen, „daß er, und vielleicht er der Einzige, ein Mittel wüßte, die Ehe zwischen der Prinzessinn Catharina und dem Grafen von Soissons zu Stande zu bringen.“ Nachdem er dieß gesagt und die Brüder erschrocken aufhorchten, forderte er ihnen ein heiliges Versprechen ab, diese Aeußerung an Niemand zu verrathen. „Er wisse jenes Mittel aus dem Munde des Königs, der ihm verboten habe, gegen irgend Jemand davon Erwähnung zu thun. Wenn etwas darüber ruchtbar würde, so würde der König ohnfehlbar vermuthen, daß er nicht geschwiegen habe; dieß könne ihn um das königliche Vertrauen bringen, ja ihn völlig stürzen, wobei Niemand mehr verlöhre, als sie Beide, die er zu seinen vertrautesten Freunden erwählt, und und die er der ersten kirchlichen Ehrenstufen würdig erachte.“

Nachdem er ihnen also Verschwiegenheit anempfohlen hatte, forschte er umher, wie seine Rede gewirkt habe, und schon am dritten Tage merkte er, daß sie den erwünschten Erfolg gehabt habe, und aus den Ohren in die Mäuler der dabei Betheiligten, der drei Vertrauten des Grafen von Soissons und so weiter, gewandert war; denn als er an diesem Tage die Prinzessinn Catharina unter dem Vorwande besuchte, sich von ihr bei seiner Abreise nach Rouen zu beurlauben, empfing sie ihn so freundlich und that ihm so schön, daß er spürte, sie habe irgend ein Vertrauen zu ihm gefaßt.

Es dauerte auch nicht lange, so rief die Gräfinn von Guiche, die Vertraute und der Geheimerath der Prinzessinn und ihres Geliebten, in Gegenwart Beider, indem sie Sully umhalsete: „Da ist ein Mann, der wüßte Ihnen Beiden zu helfen, wenn er wollte! Sie müssen ihn dazu zwingen, daß er Ihnen hierin diene.“

„Worin, meine Gnädigste?“ fragte Sully.

„Sie wissen“, nahm die Prinzessinn das Wort, „daß der Herr Graf und ich Ihnen jederzeit geneigt gewesen sind. Wollten Sie uns Beide nun zu der Gnade des Königs, meines Bruders, verhelfen, wie ich weiß, daß Sie dieß können, so würden wir Ihnen auf ewig dankbar seyn.“

Sully antwortete: „Wüßte ich nur, daß Eure

Hoheiten reinen Mund halten und mir durchaus und in allen Stücken folgen wollten; so wollte ich Ihnen Geheimnisse eröffnen, die Sie von Niemand erfahren können, als von mir. Aber die Gefahr für mich, wenn das Geheimniß, das ich Ihnen anvertrauen könnte, ruchtbar würde, schließt mir den Mund und legt mir den Finger auf die Lippen."

Hierauf verschworen sich alle Drei höchlich, „daß sie gegen Niemand, ohne seine Erlaubniß, etwas von dem kundbar werden lassen wollten, was er ihnen eröffnen könnte;" er versetzte endlich: „er wolle mit einer Kleinigkeit erproben, ob sie größere Dinge bewahren würden; darum sage er Ihnen heute noch nicht, wie Sie daran wären, bis er nach drei Tagen merke, inwiefern Sie geschwiegen hätten, und bäte Sie, sich hiemit vorläufig zufrieden zu stellen" Bevor er aber schied, verlangten sie von ihm das Versprechen, seine Reise nach Rouen unter irgend einem scheinbaren Vorwande einige Tage hinausschieben zu wollen.

Nach Verlauf einiger Tage stellte er sich wieder ein, und nach mancherlei Begrüßungen, Hin- und Herreden und Gelübnissen, kein Wort von seinen Reden weiter zu sagen, eröffnete er der Prinzessinn: „Er zweifele keinesweges, daß Sie die Mittel billigen werde, die er Ihr vorzuschlagen habe, um so weniger, da er sie aus des Königs eigenem Munde

vernommen, welcher ihm darüber seine geheimsten Gedanken eröffnet hätte."

„Vor einiger Zeit hätte er gegen den König einige Worte über ihre Vermählung mit dem Grafen von Soissons fallen lassen, und sein Befremden darüber geäußert, wie der König dieser Verbindung so sehr entgegen wäre, da es doch kein angemesseneres Paar gegenseitig in Frankreich, ja so zu sagen, in Europa gäbe. Da habe der König ihm geantwortet: Der Unangemessenheit wegen sey ihm auch diese Verbindung nicht zuwider, sondern weil er dabei keine Ruhe und Zufriedenheit für sich selbst voraussähe. Schon in den Jahren 1586 und 1587 hätte er gewünscht, sie beide zu vermählen, und um so mehr, da ihm weder Hoffnung bevorstände, Kinder mit seiner Gemahlinn zu erzeugen, noch sich von derselben, wegen der Verschiedenheit der Religion, zu trennen, und folglich seine Schwester seine einzige Erbinn sey. Er wünsche deßhalb sehr Kinder von ihr, und vorzüglich zugleich von Jemand aus seinem Hause zu erleben, der sanft und umgänglich wäre, so daß beide ihm wie ihren Vater liebten und er sich ihnen, wie Kindern, anvertrauen könne. Aber der Graf von Soissons hätte kaum die Prinzessinn erblickt gehabt, als er schon merken lassen, daß er ihren Besitz seiner eignen Trefflichkeit verdanken, und sich wohl mit ihr, doch nicht mit dem Könige

verbinden wolle. Sein Trachten, sein Vortheil, seine Absichten wären immer der Art gewesen, daß der König und er sich endlich mit bösen Worten und noch böseren Anschlägen wider einander hätten trennen müssen, wie das Sully am Besten wisse. Von solchen Anschlägen wäre der Graf auch keineswegs zurückgekommen, daß keine Frist vergangen wäre, ohne daß er etwas unternommen oder gethan hätte, das dem Könige zuwider gewesen wäre, und zum Zeichen hätte dienen können, daß zwischen ihren beiden Naturen eine unversöhnliche Antipathie Statt fände. Weil er sich aber gern und leicht mit Allen und Jedem vertrüge, und die herbsten Beleidigungen vergessen könnte, sobald er überzeugt wäre, daß die Gesinnung, aus der sie entsprungen, sich wirklich umgewandelt hätte, gäbe er Sully sein Wort, daß, wenn seine Schwester und der Graf, aus eignem, redlichen Antriebe, sich offen gegen ihn erklären wollten, ihr Schicksal ihm gänzlich anheim stellten, ihm freiwillig die ausgewechselten Eheversprechungen übergäben, sich feierlich gegenseitig aller mündlichen und schriftlichen früheren Versprechungen entbänden, nicht 3 Monat in's Land streichen möchten, nach dieser Unterwerfung, ohne daß er sie eines Tages, wenn sie sich deß am mindesten versähen, an Kindesstatt annähme, sie bäte, sich einander lieb zu haben, sich zu heirathen, ihn als ihren Vater zu betrachten, ihr Heil und ihren

Vortheil, mit Heil und Vortheil seiner Person und des Staates gleich zu achten, und sich nach seiner Weise zu bequemen."

„Und glauben Sie sicherlich, Prinzessinn," fuhr Sully fort, „wenn Sie und der Herr Graf diesen Weg einschlagen, so erreichen Sie alles Beste, was Sie davon wünschen können."

Viel Rede und Widerrede erhub sich darauf über solchen Vorschlag zwischen der Prinzessinn, dem Grafen von Soissons, der Gräfinn von Guiche und Sully. Endlich wurde beschlossen, die ausgewechselten Eheversprechungen in Sully's Hände niederzulegen, sobald sie aus Bearn angelangt seyn würden, wo die Gräfinn, der sie in Verwahrung gegeben waren, sie zurückgelassen hatte; einstweilen die vorgeschlagenen Erklärungen auszustellen, doch auch unter der Bedingung, daß Sully feierlich gelobte, keines von allen je aus den Händen zu geben, und dem Könige zu sagen, daß er sich hiezu ohne Aufforderung ihrerseits verbindlich gemacht hätte, indem sie, wie sie sagten, ein solches Vertrauen in seine Worte setzten, daß sie ohne seine Zusage nimmermehr zu solcherlei Unterwürfigkeit sich würden bequemt haben.

Nachdem nun dieß Alles abgemacht war, theilte Sully diesen Erfolg dem Könige mit. Heinrich machte große Schwierigkeiten, darin zu willigen, daß die

Eheversprechungen nicht ihm selbst überliefert würden; der Wunsch jedoch, seine Schwester des ihren erledigt zu sehen, siegte endlich über jedwede sonstige Rücksicht, und die Versöhnung zwischen ihm, dem Grafen von Soissons und der Gräfinn von Guiche erfolgte.

Bis hieher war Alles nach Wunsche gelungen, und geraume Zeit verstrich, bevor der Tag der Rache für die verübten Unredlichkeiten Sully's erschien; jedoch blieb derselbe nicht aus.

Zwischen unter seine falschen Reden war manches Wörtlein Wahrheit gelaufen: so auch, daß Heinrich wünsche, Kinder seiner Schwester als Erben seines Thrones zu erleben, und vorzüglich gern zugleich Kinder eines Mitgliedes vom Hause der Bourbonen. Der Graf von Soissons hatte unwiederbringlich den Vortheil verscherzt, der Gemahl Catharina's zu werden; das Auge des Königs lenkte sich auf den Herzog von Montpensier.

Politisch-gefährlich war dieser Prinz dem Könige nur wegen der arglosen Leichtigkeit, womit er das Gewicht seiner persönlichen Verhältnisse, ehrgeizigen Unruhestiftern zum Werkzeuge hergab, und als solches dienend, die Gemüther des Volkes durch ein heitres, gefälliges Wesen an sich ziehen konnte. So wie sich jetzt eine bedeutende Partei zu seinen Gunsten in der Normandie bildete, nicht ohne den Ver-

dacht geheimer, zweideutiger Absichten dabei. Dasselbe, was dem Herzoge die Gemüther des Volks gewann, gewann ihm auch Heinrichs Gemüth, der hoffte, den Unruhestiftern die Beute, welche sie an ihm hatten, am sichersten und auf ein Mal zu entreißen, wenn er ihn mit seiner Schwester vermählte. Er sandte Sully nach der Normandie, wo dieser viel Freunde und Vertrauen besaß, mit dem Auftrage, den geheimen Anschlägen, die dort geschmiedet werden möchten, nachzuspüren, entgegenzuwirken und den Herzog in Bezug auf eine Vermählung mit Catharina auszuforschen. Dieser nahm die dargebotene Hoffnung mit lebhafter Dankbarkeit auf, und Sully ging nach Amiens zum Könige, nachdem er alle Aufträge desselben glücklich vollzogen hatte.

Hier erwarteten seinem Eifer und seiner Geschicklichkeit große Lobsprüche, und ein neuer Beweis von Vertraun, dessen er sich gern begeben hätte.

Eines Abends, spät, ließ ihn der König zu sich rufen, und nachdem er sich zu Bette gelegt und alle Uebrigen sich zurückgezogen hatten, hieß er ihn, sich auf ein Tabouret neben seinem Bette niederknien, und sagte: Er hätte bisher eine gar zu glückliche Hand in der Angelegenheit der Vermählung seiner Schwester bewiesen, und deßhalb solle auch Niemand, als er, dieselbe zu Ende bringen. Er wünsche demnach, daß Sully eine Reise zur Prinzessinn unterneh-

men möchte, sie in seinem Namen besuchen, sie seiner Wohlgewogenheit versichern, ihr sein Verlangen darlegen, sie zufrieden und glücklich zu sehen, und vernehmen, wie es mit ihrer Gesundheit stände, und in wiefern der König zu jenem etwas beizutragen vermöchte? Wenn er sie dann bei guter Laune träfe, so sollte er ihr sagen, wie er, Heinrich, wenig Hoffnung hege, daß sie ein erwünschtes, eheliches Glück, in der Verbindung mit der Person ihres Bewerbers erlangen würde; einmal wegen dessen geringen Vermögen, wobei sie unaufhörlich dem Mangel ausgesetzt seyn würde, der alle Dinge erschwere; dann wegen seiner Launenhaftigkeit, seiner ausschweifenden Grillen, seines Mißtrauens, und endlich auch wegen der Unverträglichkeit zwischen seinem eignen Naturell und dem des Grafen, welche sowohl sie als dieser, zugeben müßten, und aus der unablässig Zwist entspringen würde. Sie solle folglich ihre verderbliche Leidenschaft abthun, sich nach dem Willen und den Absichten ihres Bruders bequemen, der sich ihr auch als ein gütiger Vater erzeigen wolle, und ihr in diesem Falle jegliche Gnade und jeglichen Vortheil verspräche, die sie nur wünschen könnte. Dabei sollte ihr dann Sully auch als ihr unterthäniger Diener zu Gemüthe führen, daß, wenn sie dieß nicht wollte, und sich wider des Königs Willen mit Jemand zu vermählen gedächte, der sich nicht mit ihr vertragen

könnte, und in den er kein väterliches Vertrauen, als zu seinem Erben, zu setzen im Stande wäre, so wisse er zuverlässig aus seinem Munde, und habe ihm sagen hören und mit heiligem Eidschwure betheuren, daß er alsdann sogleich eine Erbtheilung zwischen ihnen vornehmen werde, und ihr nichts zukommen lassen, als was ihr nach örtlichem Rechte der Landschaft, worin ihre Erbgüter lägen, gebührte; dieß sey so wenig, daß sie davon nur würde ganz eingeschränkt leben können. Hierauf sollte er ferner Gelegenheit nehmen, ihr den Herzog von Montpensier zum Gemahle vorzuschlagen, ihr sein großes Vermögen, sein mildes Gemüth, seine guten Eigenschaften herausstreichen. Bei diesem letzteren müsse er aber mit großer Schonung und Umsicht verfahren, um die Prinzessinn nicht aufzubringen, die, wie er wisse, aufbrausend, empfindlich und zornmüthig wäre.

Sully hörte diese lange Instruction stumm und aufmerksam an, überlegte sich alles weidlich und sah sich in großen Schwierigkeiten befangen. Ueberlegte wieder, schwieg, kratzte sich in dem Kopfe, bis Heinrich rief: „Ich sehe wohl, Sie kratzen sich, ohne daß es Ihnen juckt, aber das hilft nichts; Sie müssen daran. Ich habe Niemand, der mir die Sache so gut ausrichten wird.“

Nun bat jener: der König möchte ihm keine so häckeligte, schwierige Dinge aufbürden, die von bö-

sen Folgen seyn könnten. Er möchte doch erwägen, wie Niemand weniger zu dieser Sendung geeignet wäre, als er, rücksichtlich der Eheversprechungen zwischen der Prinzessinn und dem Grafen, die er dem Könige verschafft. Damals, als die Sache diesem von so großer Wichtigkeit geschienen, habe er sich derselben unterzogen, und nach vielem Hin- und Herdenken sie nicht anders durchzusetzen vermocht, als mit List, indem er jenen beiden sein Wort gegeben, sie würden durch Auslieferung dieser Papiere gewiß binnen 3 Monaten die Einwilligung des Königs in ihre Vermählung sich bewirken. Wie er nun mit einer so gegentheiligen Rede, als der König ihm soeben an sie aufgetragen, vor die Prinzessinn treten könne, ohne sich ihren unversöhnlichen Haß und den des Grafen von Soissons zuzuziehn? Er beschwor den König, dieß mit seiner gewohnten Einsicht, Billigkeit und Güte zu überlegen, ihm eine solche Bürde nicht auf den Hals zu laden, und der für ihn so unnützen, als ihm selbst gefährlichen Reise, zu überheben.

Drei Tage dauerte die Zwiesprache zwischen Heinrich und Sully über den erwähnten Auftrag; endlich rief jener: er wolle zeigen, daß er König und unumschränkter Herr und Sully Unterthan und Diener sey! Sein Wille werde geschehen; jedoch verhieß er dem Ersteren dabei auf Eid und Treue,

ihm beizustehen, und ihn wider Jedermann zu vertreten. „Zwischen uns," sagte er: „soll das alte Sprüchwort gelten: guter Herr, kecker Knecht!"

Insoweit hatte sich Sully fügen müssen; aber dahin brachte Heinrich ihn nimmermehr, daß er abgereißt wäre, ohne daß der König ihm, außer dem Bekomplimentirungsschreiben an seine Schwester, das der Sendung zum Vorwandte diente, noch ein zweites mitgegeben, worin der Auftrag, den er ihm ertheilt, Wort für Wort, die Art und Form, wie er ihn zu vollziehen habe, vorgeschrieben war. Heinrich ereiferte sich und rief: Sully traue seinem Worte nicht, das habe ihm noch keiner seiner ärgsten Feinde geboten! Während er indeß das Schreiben abfaßte, beruhigte sich diese Wallung. Er reichte es diesem dar, es durchzulesen, bevor er dasselbe versiegelte und sprach: „Sie haben Recht gehabt, darauf zu bestehen, aber zeigen Sie es nicht, außer im höchsten Nothfalle, und wenn Sie es nicht brauchen, geben Sie es mir zurück."

Nun wollte Sully sogleich abreisen; doch Heinrich hielt ihn noch zwei Tage auf, er sollte der feierlichen Unterwerfung der Provence und Languedocs beiwohnen, woher die Deputirten angelangt waren, um der Prinzessinn als Augenzeuge von diesem Vorgange Bericht zu erstatten. Am Tage darauf reiste

er von Amiens ab, und erreichte am dritten Fontainebleau, wo jene sich aufhielt.

Sie hatte schon die Veranlassung seiner Sendung erfahren, insoweit als dieselbe den ersten Brief betraf; denn den zweiten hatte der König eigenhändig versiegelt, er war in keine Kanzlei gelangt. Mit großer Freundlichkeit und großen Ehren empfing sie den Abgeordneten ihres Bruders, mit viel geheimer Hoffnung, von ihm zu erfahren, bis zu welchem Ziele die Angelegenheit ihrer Vermählung mit dem Grafen von Soissons gediehen sey.

Die Freundlichkeit und die Ehren dauerten zwei Tage; am dritten brachte Catharina endlich die Rede auf ihre Herzenssache; da sagte Sully: Er müßte gestehn, daß seine Hoffnungen in dieser Rücksicht sich täglich verminderten, indem der Herr Graf durch sein widerwärtiges Benehmen scheine den König geflissentlich aufbringen zu wollen. Er streite mit demselben über jegliches Wort, und bezeuge bei allen, auch den mindesten Veranlassungen, durchgängig ein solches Widerspiel der Gesinnung, daß er ihr nicht versprechen könne, ihr fürder in dieser Angelegenheit zu dienen. Sobald er mit dem Könige darüber rede, ergrimme dieser, erinnere ihn an die Streiche, welche ihm der Graf von jeher gespielt, und zeige sich selbst wider sie erbittert, als ob sie damit einverstanden gewesen wäre. Wolle sie seinem Rathe folgen: so

möchte er ihr Aussichten eröffnen, die wahrscheinlicher zu einem glücklichen Ziele führten."

Catharina war aufgestanden und Sully bei seinem Eintritte in ihr Zimmer entgegengegangen. Als sie eine so viel andre Rede vernahm, die sie zu hören erwartet, wurde sie bald blaß bald roth, setzte sich wieder in ihren Sessel und sagte mit zorniger, empfindlicher Gebehrde, Stimme und Rede: sie hätte nicht geglaubt, daß er, der sich für ihren Diener ausgäbe und sie für seine Gönnerinn hielte, der ein Mann von Treu und Ehre zu seyn begehrte, damit anfangen würde, sie zu betrügen und überlisten, wie seine Reden zeugten, daß er thue. Sie sähe wohl, er habe sie schmählig hintergangen, mit seinen vorigen Verheißungen, um die schriftlichen Eheversprechungen zwischen ihr und dem Grafen in seine Gewalt zu bekommen, und damit bei dem Könige, ihrem Bruder, den beflissenen Diener, den schlauen Negociateur zu spielen, und sie nachher noch weiter mit Rathschlägen, die er ihr eröffnen wollte, zum Besten zu haben. Wenn sie darauf lauten wollte: so würden sie eben so treulos und trügerisch seyn, als die vorigen. Er möchte sie an andere machen, als an sie, die seine Falschheit noch nicht kennten und sich leichter ins Garn locken ließen. Er sollte zurückreisen zu ihrem Bruder, dem sie die schönen Stückchen melden würde, die er ihr gespielt. Käme

er nicht von diesem, und hätte ihr Briefe von demselben gebracht, so würde sie ihm andere Dinge sagen, die er vielleicht nicht gern hören möchte. Allein sie ehre in ihm denjenigen, in dessen Namen er gekommen wäre, wiewohl er sie ohne alle Veranlassung beleidigt habe.

Da Sully merkte, daß sie ausgeredet hatte, nahm er das Wort und sagte: es thue ihm außerordentlich leid, daß sie seine Worte so übel empfunden hätte; um so mehr, als ihr Sinn der Meinung ganz entgegengesetzt gewesen wäre, welche sie daraus zu entnehmen beliebt habe, und seine Absicht eine ganz andere, denn die von ihr vorausgesetzte. Deswegen bäte er, sie wolle in Geduld erst die Eröffnungen hören, die er ihr zu machen habe. Vielleicht wäre die Sache dennoch nicht so ganz verloren. Er allein vermöge allerdings nicht, sie auf einen guten Fuß wieder herzustellen, es wären dazu die vereinten Bemühungen ihrer drei von Nöthen.

Diese Worte beschwichtigten ein wenig ihre Galle. Sie fragte: was er mit dem guten Fuße und den vereinten Bemühungen sagen wolle? sie verstände nichts davon. Es schiene ihr wieder nichts, als eine List, ihr einzureden, was ihm beliebte. Sully versetzte: Sie könne ja nichts davon verstehn, indem sie ihn nicht habe anhören wollen, und ihr zu belieben scheine,

alle Dienste wegzuwerfen, die man ihr zu leisten gedächte.

„Warlich!“ rief sie, „Sie haben mir schöne und liebe Dienste geleistet, als ich in Chartres war! Nicht so? — Nun laßt sehen, was denn das für hochbelobte Dienste sind, auf deren Kenntniß Sie so inständig dringen. Reden Sie, was Sie wollen, ich bin entschlossen, alle ihre Einfälle geduldig anzuhören, wenn schon ich mir mehr Unheil als Gutes davon verheiße.“

Darauf nahm Sully das Wort und sagte:

Nicht nur bei den Weisen, sondern bei allen einigermaßen Vernünftigen, gälte als angenommener Grundsatz, daß man kein Uebel heilen, kein Hinderniß bei irgend einer Sache hinwegräumen könne, bevor man nicht den Grund davon vollkommen erforscht hätte. Um auf den wahren Grund der Hindernisse zu gelangen, die ihrer Vermählung mit dem Grafen von Soissons entgegenträten, müsse er weit ausholen, und zur Einleitung würde am besten ein Gespräch dienen, welches der König im J. 1586 mit ihm gehalten habe, bei seiner Zurückkunft von Paris, nachdem er daselbst mit dem Könige Heinrich dem Dritten und den Deputirten der vier protestantischen Schweizerkantone unterhandelt.

Der König sagte mir damals, fuhr Sully fort, alle mächtigsten Potentaten von Europa sähe

er mit der Ligue zu seinem Ruin, zum Ruin seines Hauses und seiner Partei verbündet, ohne daß auch nur einer von den Großen, die zu den letzteren gehörten, es redlich mit ihm halte. In einerlei Noth und Gefahr, wegen einerlei Ursache wären sie verwickelt, aber keinem von ihnen läge etwas, weder an seiner Person, noch an der Sache ihres gemeinschaftlichen Glaubens; wiewohl diese unüberwindlich sey, sobald sie alle redlich dazu thäten und entschlossen wären, einen Theil ihrer Haabe aufzuopfern, um das Uebrige zu retten, und im Gegentheile nichts so gebrechlich und leicht zu Grunde zu richten als sie, wenn die Großen, und die mächtigen Städte der Partei meinten bestehen zu können, indem jedes nur an sich dächte, seine einzelne Sicherheit, seinen einzelnen Vortheil suchte. So thäte aber sein Vetter, der Prinz von Condé, der nichts darnach fragte, was aus ihm und dem Ganzen würde, wenn er sich nur eine unabhängige Herrschaft in Poitou, Xaintongue, Rochelle und Aulnix stiften könne: so thäte der Herr von Thürenne, der die unverschämte Hoffnung nähre, sich zum Kurfürsten von der Pfalz und Beschützer der evangelischen Kirche in Frankreich erwählen zu lassen, und dabei die oberste Hauptmannschaft von Guyenne zu erhaschen, woraus nimmermehr etwas würde. Der Marschall von Montmorency glaube, Frankreich gehe zu Trümmer, und suche nur sich in Languedoc zu

halten und zu verhüten, daß er einen Fuß dahin setze, um dies dermaleinst für sich, als Souverän, zu behalten. Der Herzog von Lesdiguieres hege, wegen seiner niedrigen Abkunft, nicht so hochfahrende Plane, daß er ihn nicht als Oberhaupt dulden, oder sich nach einem vornehmeren umsehen möchte; aber er würde doch gar nicht übel vermerken, wenn er die Dauphiné nimmer wieder betreten, keine Steuern aus der Provinz beziehen, und diese, so wie alle Rationen und Contributionen in seine Casse fließen lassen wollte, die ihm auch dann noch nicht voll genug dünken würden; so unersättlich wäre seine Geldgier."

„Aus diesen Rücksichten habe er beschlossen, seinen Vetter, den Grafen von Soissons seiner Person zu nähern, und zu versuchen, ob er aus diesem gleichsam ein zweites Selbst werde machen können? ob dessen fester Entschluß dahin gehe, und ihre Neigungen genugsam übereinstimmten, daß er Glück und Unglück mit ihm theilen, und für sich keine weiteren Hoffnungen der Größe hegen wolle, als die in ihm beruhenden? damit er in vielen Vorkommenheiten Aushülfe, und wo er nicht selbst zugegen seyn könne, an ihm gleichsam seinen rechten Arm fände."

„In Gemäßheit dieses Entschlusses," sprach Sully weiter, „ließ der König, Ihr Bruder, wie Ihro Hoheit selbst wissen werden, dem Herrn Grafen Ihre Hand antragen, und ihm die Aussicht eröffnen, daß

er Sie beide an Kindesstatt annehmen, nebst ihren beiderseitigen Nachkommen zu Erben seines Throns erklären wolle, da er selbst keiner Nachkommenschaft sich zu gewärtigen habe. Auf diese Anträge kam der Graf zum Könige nach Rocieres, beide bewillkommneten sich mit großer Freundlichkeit und gegenseitigen Verheißungen; soweit war alles gut."

„Der Kürze wegen, will ich übergehen, was darauf zwischen beiden, bis zur Reise nach Bearn, zum Besuche bei Ihro Hoheit, vorfiel, wo der Herr Graf sich Ihnen als Verehrer aufführte. Wenige Tage darauf wurde dem Könige, bei der Rückkehr von der Jagd, ein Paket übergeben, das man ihm durch einen eignen Boten aus Paris gesandt. Es enthielt die Warnnng, gegen den Grafen auf seiner Huth zu seyn, denn derselbe habe bevor seiner Abreise von Paris in die Hände mehrerer angesehener Geistlichen einen Eid geleistet, sich nimmermehr zur hugenottischen Partei zu schlagen, und auch dem Könige, Heinrich dem Dritten, versprochen, wenn er den König, Ihren Bruder, nicht bewegen könnte, zur katholischen Religion überzutreten, ihn zu verlassen, alsbald daß die Vermählung mit Ihnen vollzogen seyn würde, und Sie mit sich hinwegzuführen."

„Diese Warnung, sie sey nun gegründet gewesen, oder nicht, ich mag weder das Eine noch das Andre behaupten, bewirkte zuerst Kälte zwischen dem

Grafen und dem Könige, und endlich ein solches Mißtrauen, daß der Graf auf die Nachricht, daß der König Heinrich der Dritte aus Paris vertrieben wäre, in der Erwartung diesen, da er jetzt fast von allen sehr angesehenen Großen verlassen war, in seine Gewalt zu bekommen, um ihn und den Staat gänzlich zu beherrschen; den König, Ihren Bruder, verließ, und sie sich mit feindseligen Worten, ja mit Drohungen, trennten."

„Jener Bruch hat sich nie wieder ausgeglichen. Der König hielt dafür, daß sich Niemand seiner Versöhnung mit Heinrich dem Dritten so hartnäckig widersetzt habe, als ich nach der Ermordung des Herzogs von Guise die Unterhandlung deshalb zu Blois, Montrichart und Tours führte, denn der Graf von Soissons."

„Zu welchen Maulereien und Hetzereien demnächst das Gerücht Anlaß gab, daß derselbe, nach der Ermordung des Königs zu St. Cloud gesehen wäre, wo er, im Einverständnisse mit den Herzögen von Nevers, Longueville und Epernon, den Herren von O und Humieres, mit der Tochter des ersteren man ihn vermählen wollte, zu verhüten gesucht hätte, daß Seine Majestät, Ihr Bruder, als König anerkannt würde, wenn er nicht die katholische Religion annähme, wissen Sie selbst."

„Noch weniger sind Ihnen seine Unternehmun-

gen während der Belagerung von Rouen ein Geheimniß, seine Reise nach Bearn, weil Sie wahrscheinlich selbst damit einverstanden waren."

„Von seinen Zänkereien mit den Herzögen von Longueville und Aumont, und dem Herrn von Biron, wegen des Oberbefehls über die Truppen, die zu dem Könige stoßen sollten, als er zu Arques und Dieppe wie belagert war, wie er dadurch deren Aufbruch und Ankunft verzögerte, werden Sie gehört haben, so wie auch von seinen Schleichkünsten, um eine dritte Partei wider den König zu Stande zu bringen, durch die er, so wie sein ältester Bruder als Haupt der Kirche erklärt war, als Haupt der Kriegsmacht aufgestellt zu werden hoffte."

„Dem folgten sein plötzlicher Abzug aus Bourgogne mit allem, was er dem Könige an Kriegsleuten abtrünnig machen konnte, während dieser dort durch Wunder der Klugheit und Tapferkeit, unter tausend Gefahren sich behauptete; die Beleidigungen gegen den Herrn von Pangeas, welchen er zu Pontoise, in Gegenwart des Königs, die Treppe hinunterwarf, und ihm fast das Genick brach; und andre ähnliche Dinge, die man erzählt."

„Ich will die Wahrheit von allem, was man dem Herrn Grafen Schuld giebt, nicht behaupten, da ich nicht dabei zugegen war; aber im Gemüthe des Königs haben dergleichen Gerüchte dieselbe Wir-

kung, als ob sie wahr wären, hervorgebracht; denn ich weiß, und habe oft aus seinem Munde gehört, daß er sie für wahr hält. Hierauf nun bitte ich Eure Hoheit, Ihre Aufmerksamkeit richten zu wollen, und alles dieses wohl zu überlegen, bevor Sie einen Entschluß fassen."

Sully schwieg. Die Prinzessinn war während der Anhörung dieses verdrüßlichen Sündenregisters ganz nachdenklich geworden, und saß ebenfalls schweigend da; als er dieß bemerkte, fuhr er fort.

„Nicht allein nach meiner Meinung, sondern nach dem Urtheile der Einsichtigsten und Verständigsten, ist wohl unmöglich, daß so viel Intriguen, Verwickelungen, Verhetzungen, Verdrüßlichkeiten, Zänkereien, Widerwart, die zwischen zwei Fürsten von erlauchter Abkunft, hohem Gemüthe und kräftigem Geiste vorgefallen sind, nicht außerordentliche Erbitterung, Reizbarkeit, Gehässigkeit wider einander bei denselben beiderseitig erzeugt haben sollten. Es werden ohne Frage, lange Zeit, viel Vorsicht, viel Beflissenheit, guter Wille und besondere Gunst der Umstände und Verhältnisse zusammenwirken müssen, wenn die feindselige Richtung ihrer Gemüther, die bei einem wie bei dem andern, mit der Zeit zur Gewohnheit, zur andern Natur geworden ist, umgewandelt werden soll. Einer von beiden, ja einer wie der andere, müssen mit Zartheit, Schonung, Milde, mit

fügsamer Meinung und Neigung gegenseitig verfahren, wenn vollkommene Versöhnung und Vergessenheit des Vorigen Statt finden, und eine aufrichtige Neigung entspringen soll, wie sich zwischen Eltern und Kindern gebührt; und dann wird noch viel Aufmerksamkeit, viel Umsicht und Vorsicht nöthig seyn, derselben irgend eine Dauer zu verschaffen."

„Doch ohnerachtet solcher Schwierigkeiten, welche sich einer so wünschenswerthen und gewünschten Sache entgegensetzen, gebe ich Ihnen mein Wort, setze Ihnen mein Leben zum Pfande, wenn sie diese hohe Angelegenheit einer so geringen Bürgschaft werth halten wollen, daß Sie und der Herr Graf von Soissons, wenn sie sich in allen Stücken durchaus nach meiner Vorschrift verhalten wollen, die Einwilligung des Königs zu Ihrer Vermählung, seine aufrichtige Neigung, und jede Wohlthat erhalten und jeden Vortheil, den Sie wünschen mögen."

„Aber Sie haben keine Zeit zu verlieren; Sie dürfen nichts vernachlässigen, dieweil die Dinge noch beim Alten stehn. Der Prozeß der Prinzessinn ist noch nicht niedergeschlagen, sie ist noch nicht gerechtfertigt. Ihr Sohn ist noch Protestant, lebt noch in der Verbannung zu Rochelle, ist noch nicht als erster Prinz vom Geblüte und muthmaßlicher Thronerbe anerkannt. Alle diese Dinge jedoch werden von ihren Anhängern eifrig betrieben, und der König

kann nicht viel, eigentlich nichts, als seine Ungnade, dawider einwenden. Aber wie das beste Recht zu Grunde geht, ohne Macht der Vertreter und ohne Gerechtigkeit, so wird dieß nichts helfen, und die Sache zu Ihrem Vortheile und zum Vortheile des Herrn Grafen ausschlagen, so daß Sie beide zu Erben vom väterlichen und mütterlichen Gute des Königs, zu seinen Thronerben eingesetzt werden, wie dieß von jeher seine Absicht war, wenn Sie selbst nicht, durch eigne Unvorsichtigkeit und Mißbehabung, durch eigne, oder wenn man will, des Himmels Schuld und des Schicksals, die es einmal nicht anders wollen, um diesen Erfolg sich bringen."

Nun schien der Zorn der Prinzessinn sich fast gänzlich gelegt zu haben. Sie antwortete mit ruhiger Stimme und gelassenen Worten:

„Sie haben Ihre alte Beredsamkeit nicht verlernt, der es nie an zierlichen Wendungen und scheinbaren Gründen gebricht, bei denen immer nichts Gewisses herauskömmt. So sehe ich wieder in dem was Sie da eben vorgebracht, eine Menge umwundner Phrasen, Voraussetzungen, falsche Beschuldigungen, daß ich Ursache hätte, mich dadurch für beleidigt zu halten und Ihnen meine Meinung deßhalb zu sagen. Aber ich will zuvor klar und im Einzelnen hören, worin die vielgepriesenen Rathschläge bestehen, deren Befolgung Sie so sehr anempfehlen,

und woraus nichts als Hoffnungen und Versprechungen sich ergeben, womit wir uns von einer Zeit zur andern vertröstet sehen."

„Mir scheint, das alles Vorgebrachte nur aus Ihrem Kopfe kommt, ohne daß der König, mein Bruder, Ihnen deßhalb einigen Auftrag ertheilt hat, weil nicht das fernste Wort davon in dem Briefe steht, den Sie mir überbracht haben, dessen Inhalt ich lange wußte, ehe Sie ihn mir gaben. Soll ich Ihnen sagen, was ich von meines Bruders Absicht, in Bezug auf meine Vermählung, halte? Ich denke, er wird mich aus lauter Zuneigung dem einen und dem andern antragen, und mich keinem geben. Wie viel Heirathsvorschläge sind mir schon gemacht, ohne daß ein einziger zu Stande gekommen wäre. Sie werden es selbst wissen, als ich noch sehr jung war, trug man mir dem Herzoge Franz von Alençon an, damals dem dritten Sohne von Frankreich; das wollte mein Bruder nicht, weil er ihm verhaßt war. Wie derselbe aus Polen zurückkam, als König Heinrich der Dritte, wurde er mir wieder angetragen; dagegen widersetzte sich die Königinn Mutter, Catharina, aus Haß wider unser Geschlecht, weil man ihr geweissagt, mein Bruder, der König, würde ihren Kindern in der Regierung folgen. Nachher sprach man von dem Herzoge von Lothringen; den wollte ich nicht, weil er mir zu alt war und schon Erben

hatte. Dann ging ein Gerücht, ich sollte den König Philipp von Spanien heirathen; daraus wurde nichts wegen der Religion, und weil mein Bruder nicht seine Waffen mit dessen Waffen wider Frankreich kehren wollte. Sie werden sich deß erinnern, mich dünkt, Sie waren damals in Bearn. Der Herzog von Savoyen hielt um mich an, aber die ganze hugenottische Partei war dawider. Der Prinz von Condé hat sich lange um mich beworben, es wurde nichts daraus, wegen seiner Armuth und weil er mir nicht anstand. Nachher sollte ich den König von Schottland heirathen, den war ich so dumm, das muß ich selbst sagen, wegen einer Grille abzuweisen, die mir damals im Kopfe steckte. Endlich habe ich nacheinander drei Freier gehabt, die unter meinem Range waren; weil ich ihnen schön that, hatten sie die Dreistigkeit, um mich zu werben. Der letzte derselben war der Prinz von Anhalt. Dem, glaube ich, hätte man mich gegeben, wenn ich gewollt hätte, um seine Reuter mit mir zu bezahlen. Von den beiden andern ist einer von Rabigien,*) der andre ein Papist, simple Edelleute; ich nenne sie nicht, weil ich mich ihrer schäme, Sie kennen sie ohnedieß, da ich mit Ihnen von ihrer Narrheit gesprochen. Endlich

*) So nannten vorzugsweise die Hugenotten ihren Glauben.

ist, ganz zuletzt, der arme Graf von Soissons gekommen, und da er mich redlicher begehrt habe, als alle die Vorigen, und sich angelegen hat seyn lassen, mir zu gefallen, so kann wohl geschehen, daß, wie ich Unglück habe, er Unglück mit mir haben wird; denn wenn wir Ihnen und andern glauben wollen, die von meinem Bruder ebenfalls gestempelt sind, bleiben wir Beide zu haben."

„Doch genug von diesen vermeintlichen Heirathen. Kommen wir im Einzelnen auf die trefflichen Rathschläge, die Sie mir zu ertheilen haben, von deren Befolgung mein Heil, mein Glück und meine Zufriedenheit abhängen sollen. Sagen Sie sie frei heraus, und halten Sie mir dieselben nun nicht länger wie hohe Mysterien verborgen, denn dermalen bin ich entschlossen, Sie geduldig anzuhören, was Sie auch sagen mögen, um zu entnehmen, ob ich am Ende dabei meine Rechnung finde. Ja ich behalte selbst meine Meinung über Ihre saubern Beschuldigungen und Erfindungen für mich, bis Sie mir alles gesagt haben, was Ihnen bei Gegelegenheit Ihrer Reise und Sendung zu mir in den Kopf gekommen ist."

Hierauf versetzte Sully ungesäumt:

„Ich bitte Eure Hoheit, nicht ungnädig zu nehmen, wenn ich durch einige voraufgesandte, allgemeine Betrachtungen meine Rede ausdehne, um meine be-

sondern Vorschläge nachher einleuchtender und verständlicher dadurch zu machen.*) Somit nehme ich mir die Freiheit Ihnen zu sagen, daß diejenigen, welche aus Schmeichelei, und um sich den weltlichen Hoheiten und Obrigkeiten angenehm zu machen, indeß sie ihren einzelnen Vortheil dahinter suchen, laut verkünden und behaupten, daß denselben von allen und jeglichen ihrer Unterthanen, alle und jegliche Huldigung, Ehre, Unterthänigkeit, Unterwürfigkeit und Diensterbietung, ohne Unterschied, zustehe und geleistet werden müsse, und welche, auf daß sie jene in solcher Meinung befestigen, alle Könige, Regenten, hohe Häupter und Potentaten, für die wahren und leibhaftigen Ebenbilder Gottes auf Erden ausgeben, daß solche etwas behaupten, welches, gemäß der Anwendung, die es leidet, so durchaus falsch, als vollkommen richtig ist."

„Denn Ihre Hoheit müssen nicht vermeinen, daß

*) Wir hätten unsern Lesern gern die weitschweifige Reihe von Appositionen erspart, welche nun folgt, allein der Zweck dieser historischen Mittheilungen verstattet es nicht. Dergleichen, dem Wesen der Gegensätze nach, mit Wiederholungen überladene rhetorische Ausführungen, gehörten zur Eleganz der Conversation im 16ten Jahrhunderte, und sind aus den Gemächern der Großen in die Capuzinerpredigten hinabgestiegen.

diese Gewaltigen der Völker etwa persönlich, oder in Rücksicht auf ihre Hoheit und Machtvollkommenheit, oder sonst wegen eines ihnen anmaßlich zustehenden Rechtes und Gebühr, für Ebenbilder jener höchsten Gottheit gelten können, sondern nur insofern, als sie genaue und vielgetreue Befolger von deren Willen, Gesetzen und Geboten sind, ohne deren Gnade sie unter die ohnmächtigsten und armseligsten der Erde gehören könnten. Folglich sind die Könige nicht das wahre, lebendige und leuchtende Ebenbild Gottes, insofern sie ihre Unterthanen nach Gutdünken dem Tode, der Unterdrückung und Versagung Preis geben, sondern wenn sie das Heil, der Trost, Schirm und Stütze derselben sind, und, gleich dem ewigen Schöpfer, denen das Leben gewähren, die durch Beleidigung wider sie den Tod verwirkt hätten; nicht insofern sie sich zu Scheu, Schrecken, Furcht und Entsetzen ihrer Völker aufwerfen, sondern wenn sie ihre Zuversicht und Erleichterung sind; nicht dadurch, daß sie deren Gut, Kraft und Blut durch Geschenke, Auflagen, Tribut und Beisteuer erschöpfen, sondern wenn sie dieselben bei Wohlstand, Zufriedenheit, Ruhe und Regelmäßigkeit erhalten, und sie wider unbillig auferlegte Lasten schirmen; nicht insofern sie jeden Fehler nach der Strenge richten und rügen, sondern, sobald sie Nachsicht wider harmlose Vergehen und gern Barmherzigkeit üben; nicht insofern sie zur Er-

leichterung der Furcht und des Mißtrauens, worin das Bewußtsein ihrer harten Verwaltung sie versetzt, mit zahllosen Heerscharen sich unabläſſig umgeben, sondern alsdann, wenn sie mit Güte und Ueberlegung der öffentlichen Sicherheit obliegen, und für sich keinen Schutz und Schirm brauchen, als ihren ruhigen Muth, und Liebe und Wohlwollen ihrer Völker; nicht insofern sie müßig, faul, nachläſſig und wollüstig handthieren, sondern insofern sie sich der Standhaftigkeit befleißigen, für das öffentliche Wohl unermüdet Sorge tragen, und trachten, ihr Leben zum Vorbilde eines rechtmäßigen Lebenswandels einzurichten; nicht insofern sie hochfahren, stolz und übermüthig, sondern indem sie gelaſſen, huldreich, freundlich und wohlwollend sich erweisen; nicht insofern sie düster, empfindlich, rückhaltig und gehäſſig sich behaben, sondern zuthunlich, mittheilend, theilnehmend sind; nicht insofern sie nichts von Klagen, Gesuchen und Jammer der Unterdrückten hören mögen und diese gebieterisch zurückweisen, sondern insofern sie sich den Bedrängten zugänglich machen, ihre Anliegen mit Milde aufnehmen und rasch und pünktlich abthun. Kurz, nicht insofern sie über viele Völker herrschen, und Monarchen, Majestäten, Hoheiten, Gebieter, Herren und Meister geheißen werden, sondern insofern, nach dem Beispiele des Königs der Könige, sie ihren Ruhm darin setzen, ihre Diener

und Unterthanen Freunde und Kinder, ihre Lust darin, derselben Väter zu heißen, und diesen trostreichen und süßen Benennungen gemäß zu schalten und wirken."

„Dieß nun, Ihre Hoheit, habe ich nach allen angeführten Folgerungen voraufschicken wollen; da dem zufolge nimmermehr ein König, so sehr als unser König, Ihr Bruder, verdient hat, als wahres und lebendiges Ebenbild Gottes auf Erden betrachtet zu werden. Ihm gebührt mit Recht dieser schöne Titel; denn seit 24 Jahren, daß mein seliger Vater mich seinem Dienste gewidmet hat, habe ich alle seine Neigungen auf die erwähnten löblichen Eigenschaften und Tugenden gerichtet, und immer gesehen, wie er das Gegentheil verabscheuet und ein außerordentliches Vergnügen an dem schönen Namen eines Vaters seiner Völker, so wie daran gefunden hat, diese seine Kinder zu nennen und als solche zu behandeln; wie er allezeit, gemäß einem Ebenbilde des guten Gottes, der sich mild erweist den Vergehen, lediglich ob der Umwandlung des Herzens und des Bekenntnisses des Mundes, bereit ist, die ihm widerfahrenen Beleidigungen zu verzeihen, sobald man ihm dieselben freimüthig, so wie die Reue darob, und den festen Entschluß bekennt, nicht wieder darin zu verfallen."

„Dieses alles habe ich Eurer Hoheit vielleicht ein wenig zu weitschweifig, aber wohlbedacht um=

ständlich dargelegt, um aus diesem Voraufgeschickten den unfehlbaren Schluß zu folgern: daß, wenn der König sich also mild und freundlich seinen Unterthanen erweist, die nach keinem Grade der Blutsfreundschaft ihm angehören, daß er sie seine Kinder nennt und als ein Vater behandelt, er um so viel mehr Wohlthat, Gnade, Gunst des Herzens, Zärtlichkeit und redliche Neigung Ihnen zuwenden wird, die Sie erstlich seine theure und geliebte Schwester und einzige Erbinn waren und sind, dann dem Herrn Grafen von Soissons, welcher die Ehre hat, mit ihm aus Einem königlichen Geblüte herzustammen, sein nächster Vetter zu seyn; sobald Sie beide ihn herzlich lieben und wahrhaft huldigen und ehren werden? Ferner auch den Schluß: daß dieser große König, Ihr gütiger Bruder, der so großmüthig, freiherzig und übermild gesinnt ist, daß er wegen eines einfachen Bekenntnisses, täglich so viele Verbrechen und ausführliche Anschläge wider sein Gut, seine Ehre, sein Leben, seinen Staat vergeben hat und vergibt, sobald er aufrichtige Reue darob wahrgenommen, es mit Entgegenkommen herzlicher Rührung und lebhaftem Mitgefühle aufnehmen wird, wenn Sie beide, ihm Ihre Herzen eröffnen, kein Pünktlein des zwischen Ihnen Vorgefallenen verhehlen, das er ohnehin alles weiß. Wenn Sie ihm Ihre schmerzliche Reue über das frühere Mißtrauen, die vorigen Mißver-

hältnisse darlegen, kindliche Thränen an seinem väterlichen Herzen vergießen, ohnfehlbar wird er seine Thränen mit den Ihrigen vermengen, und voll redlicher Liebe, Freude und vollkommener Beruhigung wegen einer solchen aufrichtigen und erwünschten Versöhnung Ihnen die Arme um den Hals schlagen, Sie tausend und tausend Mal küssen, und Sie als seine einzigen, theuren Kinder und Erben lieben. Wenn es Eure Hoheit beliebt, als warum ich Ihre Vernunft unterthänigst angehe, jegliches meiner Worte aufmerksam zu überlegen, besonders aber denjenigen Theil meiner Rede, aus welchem die so eben mitgetheilten Rathschläge hergeleitet sind, auf der Wage eines billigen, von eigner und von fremder Leidenschaft unerschütterten Urtheils zu erwägen, diese nach ihrer Absicht zu richten, die angeführten Beispiele zu benutzen, die aus dem Vergangnen sich ergebenden Folgerungen in Anwendung zu bringen, wenn Sie in mein Wort, das ich Ihnen gebe, Ihnen in dieser Angelegenheit mit Treue zu Ihrem Besten und nach Wunsch zu dienen, ein aufrichtiges Zutrauen fassen wollen; wenn Sie mir endlich den Auftrag geben, nur wie aus eignem Antriebe, alle zu diesem Entzwecke erforderlichen Einleitungen zu treffen, damit Sie sich zu nichts verbindlich machen, bevor Sie nicht allerseits die erforderliche Geneigtheit wahrgenommen haben; mir dann erlauben wollen, daß ich

weder etwas vernachlässige, noch übereile, Zeit und Gelegenheit in Obacht nehme, die Stimmungen und die Gesinnung des Königs, Ihres Bruders, mit Schonung behandle, so möchte ich Ihnen mein Leben, meine Ehre, ja meine Seeligkeit zum Pfande setzen, daß der Erfolg so günstig ausfallen wird, als Sie es nur wünschen können; daß Sie alles erlangen, was zu Ihrer Ehre, zu Ihrem Vortheile, zu Ihrer Größe und dauernden Zufriedenheit dient. Dieß ist, was ich Eure Hoheit, bei Gelegenheit meiner Reise zu Ihnen und meines Auftrags an Sie vorzustellen habe."

„Also dieß ist Alles, was Sie mir zu sagen hatten?" fiel hastig die Prinzessinn ein, „das also sind die vortrefflichen Rathschläge, die Sie mir zu geben wußten? Warlich, ich sehe, Herr von Rosny, Sie haben lange und wohl über Ihre Lexion studirt, und sich mehr der Beredsamkeit beflissen, Ihre List zu bemänteln, als mir dadurch zu nützen und zu dienen. Daß ich von Ihren hergeholten Reden und Schmeicheleien nicht viel Gewinn ziehen werde, ist leicht zu vermessen; wie ich Ihre Beispiele zu nehmen habe, wodurch Sie mich beleidigen, weiß ich auch, da Sie mich aber ohnehin bis Nacht mit Ihren schönen arglistigen Reden aufgehalten haben, will ich meine Antwort, auf daß Sie dieselbe nicht zu meinem Nachtheile benutzen mögen, bis morgen nach der

Tafel versparen, um sie wohl zu überlegen, und mich mit meinen Leuten und mit meinem Kopfpolster zu berathen. Folglich können Sie nach Hause gehen, wie ich in mein Cabinet gehe."

Mit diesen Worten entließ sie Sully, der sich darauf mit tiefen Verbeugungen und Höflichkeitsreden von den im Zimmer zurückgebliebenen Damen beurlaubte, sie bat, die Prinzessinn mit heilsamen Rathschlägen zu bedienen, wenn sie dergleichen von ihnen verlangen sollte, ihn in ihrer Gewogenheit zu erhalten, und sich gleichfalls nach seinem Quartire begab.

So früh er am folgenden Tage sich auch zur Prinzessinn begab, um sich ihr, alsbald da sie abgespeist haben würde, vorzustellen, traf er doch Niemand mehr in ihrem Zimmer an, als vier von ihren Damen. Er nahte sich diesen, grüßte sie, fragte, wo die Prinzessinn wäre, und hörte von ihnen, sie hätte sich in ihr Cabinet begeben und die Frauen von Rohan, die Gräfinn von Guiche, la Barre und Neufuy dorthin zu sich beschieden. „Das ist mir sehr leid," antwortete Sully, „ich wollte, Sie, meine Damen, befänden sich daselbst an deren Stelle. Sie sind vernünftig, bescheiden, ohne Falsch, dem Könige und der Prinzessinn aufrichtig ergeben, und wünschen, beide in Frieden mitsammen zu sehen; bei jenen Damen ist das Gegentheil der Fall, nach Eigenschaften und Gesinnungen, da sie laut genug äußern, daß sie

mit dem Könige nicht zufrieden sind, werden sie die Prinzessinn erbittern, sie zu schlechten Rathschlägen verleiten, und sie wider mich aufhetzen." Das sollte er nicht glauben, erwiderten die Damen, allein so frostig, mit solchem Lächeln und Mienen, als dächten sie das Gegentheil. Sully blieb fast eine Stunde mit ihm allein, endlich trat die Prinzessinn heraus, und sobald sie ihn erblickte, rief sie ihn und sprach:

„Kommen Sie, kommen Sie, Herr von Rosny, daß ich Sie abfertige, wie Sie Jedermann abzufertigen wissen, und Ihnen mit wenigen Worten Bescheid gebe, mit etwas aufrichtigern aber als die Ihren waren, mit solchen, wie Sie Ihre schönen Reden, ihre weitläufigen Herleitungen verdienen, Ihre merkwürdigen Untersuchungen, die gar nichts mit der Sache zu thun haben, welche man von Ihnen wissen will. Ich habe zwar nicht so lange darauf studirt, als Sie gethan haben mögen, denn wenig fehlte, daß die Kunstgriffe und Listen, deren Sie Sich bedient, mich bestrickt und verleitet hätten, Ihren Rathschlägen zu folgen, wiewohl ich mich dabei nicht besser befunden haben würde, als vordem, und namentlich zu Chartres. Sie erinnern sich dessen? — Aber nachdem ich Ihrem Verlangen gemäß, Ihre Beispiele und Gründe, Ihre wohlgeneigte Zusprache wohl überlegt habe, so bin ich vollkommen inne geworden, daß Sie dabei keine andre Absicht hegten, als den Wohl-

unterrichteten, den schlauen Unterhändler zu spielen, mich und den Herrn Grafen von Soissons, durch unser eigenes Geständniß, einer Menge von Verirrungen und Vergehen zu zeihen, woran wir nimmermehr gedacht haben, wovon mein Bruder, was Sie auch versichern mögen, nicht den vierten Theil glaubt, und die größtentheils in Ihren eignen Erfindungen bestehen. Selbst in Rücksicht auf die Reise nach Bearn, worüber er Etwas geäußert haben kann, hat er nie davon mit mir zu sprechen gewagt oder begehrt, da er wohl weiß, wer dabei die Schuld trägt, denn hat sich Jemand deßhalb zu beschweren, so sind wir es, wegen des gewaltthätigen Verfahrens, dessen er sich ohne Noth gegen uns bedient hat, wegen der Unwürdigkeiten, der schmählichen Behandlung, die wir von gewissen vorwitzigen Leuten erfahren haben, der Art, wie Sie Jemand seyn könnten. Ich kann daran nicht denken ohne Herzensgrimm und Thränen, ja mich wundert, daß der dicke Büffel, der Pangeas, nicht noch mehr bekommen hat, als wie Sie sagen."

„Doch um wider auf meine Rede und Ihren Bescheid zu kommen, so sollen Sie wissen, daß Niemand von denen, welche Ihre impertinente Rede mit angehört oder davon vernommen haben, nicht die Männer, geschweige die Frauen, sich genug über Ihre Unvorsichtigkeit hat wundern können, daß Sie leichthin sich in dergleichen häcklichte, schwierige Dinge

mischen, welche unter Personen von so hohem Range vorliegen, daß darüber durch Leute von ganz anderer Geburt verhandelt werden müßte, als durch einen geringen Edelmann, wie Sie sind, dessen höchste Ehre darin besteht, daß er von jung an in unserm Hause auferzogen, und nebst allen seinen Angehörigen von jeher in dessen Diensten gewesen ist. Wie Sie glauben können, daß Sie Verhältnisse zwischen so nahen Anverwandten schlichten wollten, die sich am Ende jederzeit vertragen, und oft auf Unkosten derer, welche, wie Sie, die Finger zwischen Stamm und Rinde stecken, und sich vermessen, Sachen zu vermitteln, an die ihre Fassungskraft bei weitem nicht reicht. Wir haben auch mit Erstaunen Ihre Frechheit wahrgenommen, daß Sie sich unterstanden, in meiner Gegenwart zwei Reden zu halten, die eine zur Verunglimpfung aller Könige und Fürsten überhaupt, die andre um mich und meinen Vetter, den Herrn Grafen von Soissons, zu beleidigen, in der Sie uns tausend unwahre Dinge aufbürden, und dem Könige, meinen Bruder, Reden in den Mund legen, woran er so wenig gedacht hat, als daran, Ihnen die Impertinenzen aufzutragen, die Sie mir von seinetwegen gesagt haben, und von denen ich ihm durch Jemand sonst, als durch Sie, werde Nachricht geben lassen. Ihnen rathe ich, sich fortzumachen, und nicht zu erwarten, daß ich Ihnen Briefe mitgebe.

und sich künftig weder in Sachen zu mengen, die mich etwas angehn, noch sich zu unterfangen, jemals wieder im Namen des Königs zu mir zu kommen; überhaupt nicht mehr mein Haus, oder einen Ort zu betreten, wo ich mich befinden werde."

Auf dergleichen Rede war Sully keinesweges vorbereitet gewesen. Da er indeß wohl merkte, daß sie mit den genannten Damen Rath geflogen hatte, die aus verschiedenen Ursachen jedoch alle den König haßten, und was nur möglich war thaten, um Erbitterung zwischen Bruder und Schwester zu stiften, antwortete er glimpflich und ohne sich zu ereifern:

„Bevor ich, dem Befehle Eurer Hoheit und meinem eignen Verlangen gemäß, gehe, will ich Ihnen zum Schlusse aller fürderen Reden sagen, daß es mir unendlich leid thut, zu sehen, wie ein wenig Verdruß, aber vielmehr Arglist und Ueberredung minder guter Gemüther, als das Gemüth Eurer Hoheit, Schuld sind, daß Sie alle meine Worte, deren wahren Sinn und Absicht ganz-verdreht nehmen, mich mit einer Verachtung, mit Drohungen behandeln, die ich nicht verdient habe."

„Ich glaube über Könige und Fürsten im Allgemeinen nichts gesagt zu haben, daß die guten und weisen für Unglimpf halten könnten, indem ich nur die Tugenden angeführt habe, vermöge deren sie verdienen, Ebenbilder Gottes auf Erden zu heißen; und

solche, gestehe ich, können nicht genug verehrt, gelobt und verherrlicht werden."

„Was Sie und den Herrn Grafen betrifft, so habe ich der Gerüchte Erwähnung gethan, die in Bezug auf ihn im Umschwunge sind, ohne mich zu deren Bürgen aufwerfen zu wollen; aber auch gesagt, daß, wie falsch sie größtentheils seyn mögen, sie immerhin dieselbe Wirkung hervorgebracht haben, als ob sie wahr wären."

„In Rücksicht der Verachtung, die Eure Hoheit gegen meine Person beweisen, indem Sie mich einen geringen Edelmann *) nennen, so ertrage ich das mit Geduld, sehe es Ihrem Range, Ihrer Ungeduld und fremder Leidenschaft nach. So viel Vermögen und Titel, als mancher andre, der vielleicht sonst weniger Verdienste aller Art besitzen mag, als ich, habe ich freilich nicht; immerhin jedoch kann ich darthun, daß kein adeliches Geschlecht in Frankreich älter ist, als das meine, und keines so viele Vermählungen mit Königen und Prinzen nachweisen kann, als dieß. An Gütern gestehe ich ehrlich, besitze ich minder, als meine Vorfahren besessen haben, deren schlechte Haushaltung das Familienvermögen geschmälert hat; allein ich habe jederzeit ehrenmäßig gelebt,

*) Sully war sehr stolz auf seine Herkunft. Dieser Zug war dem Könige und überhaupt bekannt.

bin dem Könige, Ihrem Bruder, überall auf eigne Unkosten gefolgt, ohne ihm irgend zur Last zu fallen, ohne das Mindeste je von ihm, oder von Eurer Hoheit, empfangen zu haben. Ich nehme auch keinen Anstand, Ihnen zu sagen, daß von einem so geringen Edelmanne, wofür Sie mich halten, zu verschiedenen Malen über 100,000 Thaler an Einkünften von dem Vermögen seines Hauses, durch Vermählungen von Töchtern desselben, an die Häuser Bourbon und Oesterreich gekommen sind."

„Was meinen Auftrag betrifft, weit entfernt, denselben zu überschreiten, habe ich ihn gar nicht einmal in allem Umfange ausgerichtet, wie ich Eure Hoheit leicht darthun kann, wenn es Ihnen beliebt, einen Brief von der eignen Hand Seiner Majestät, an Sie gerichtet, lesen zu wollen, der zu diesem Entzwecke vollkommen hinreichend seyn wird." Bei diesen Worten zog Sully den Brief hervor und fuhr fort: „Da ich nun in das Ungemach gerathen bin, entweder Zorn und Vorwürfen des Bruders, oder Zorn und Vorwürfen der Schwester nicht entgehen zu können, so will ich Eure Hoheit nur berichtsweise, und als Ihr besonderer Diener, wie ich das in Wahrheit bin, welche entgegengesetzte Meinung boshafte Gemüther Ihnen beigebracht haben mögen, zu wissen thun, daß Seiner Majestät, welche Eure Hoheit durchaus vermählt zu sehen begehren, Wil-

lensmeinung dahin geht, wie bei der gegenwärtigen Lage der Dinge, Sie und der Herr Graf von Soissons, sich redlich und ohne Verzug, zu allem Denjenigen bequemen sollen, was ich Ihnen, als des Königs Wunsch und Absicht gemäß angerathen habe; ihm für die Aufrichtigkeit eines solchen Verfahrens ferner durch häufige Beweise derselben Bürgschaft leisten, ein Verlangen, das meines Erachtens, keinesweges unbillig ist, da Seine Majestät sowohl, Ihr Vater, Bruder, Vetter, Ihr Herr, König und Gebieter, wie des Niedrigsten im Königreiche sind. Können Eure Hoheit zu dieser gerechten Pflicht den Herrn Grafen von Soissons nicht vermögen; so sollen Sie sich Ihrerseits von zweierlei Dingen zu einem bequemen. Entweder sollen Sie einen Gemahl nach dem Willen und von der Hand des Königs annehmen, der keinen andern für Eure Hoheit erkiesen wird, als einen solchen, dessen Rang Ihrer eignen hohen Abkunft entspricht, der ein großes Vermögen, Eigenschaften und Gesinnungen besitzt, vermöge deren Sie glücklich, in Freuden und Herrlichkeit mit einander leben können, oder, im Falle Sie auch fürder sich hartnäckig Ihrem eignen Besten widersetzen wollten, gewärtigen, daß Seine Majestät Seiner bisherigen königlichen Freigebigkeit ein Ziel setze, Ihnen nichts mehr zukommen lasse, als das Ihnen gebührende Erbgut von Navarra, das nach den Haus-

gesetzen und dem Landesgebrauche, die in diesem Falle, wie Ihre Majestät mir befohlen haben, Ihnen ausdrücklich zu wissen zu thun, als Vorschrift gelten sollten, nicht so reichlich ausfallen dürfte, daß Eure Hoheit Ursache hätten, Diejenigen sehr zu verachten, welche nicht so viel Vermögen als ihre Vorfahren besitzen; und womit Sie Haus und Lebensweise einer großen Königinn, nicht, wie bisher, werden führen können."

Diese Rede steigerte den Zorn und die Empfindlichkeit der Prinzessinn zur Wuth. Er müsse von Sinnen seyn, antwortete sie Sully, daß er sich ergötze, sie nach Herzenslust zu beleidigen; ihr frech davon zu sprechen, ihrer Heirathswahl Gewalt anzuthun, einer Handlung, wobei, wie er wohl wisse, Niemand Zwang widerfahren dürfe; daß er davon spräche, ihr die Freigebigkeit des Königs zu entziehn, die nicht von ihm abhinge; über das Erbtheil ihres Hauses spräche, wovon er nichts wüßte und verstände; von Einschränkung ihrer Hofhaltung, wobei er nichts zu befehlen hätte; ja er müßte ganz und gar des Teufels seyn, sich zu unterfangen, ihr dergleichen unangenehme Bothschaft zu hinterbringen, sich Beleidigungen wider sie zu erlauben, die sie ihm nimmermehr vergeben würde, und keinesweges durch den Brief ihres Bruders entschuldigen, wenn es auch wahr seyn sollte, daß er Briefe desselben von so wun-

derlichem Inhalte bei sich führte. Aber sie glaube das nicht, indem dessen voriger ihr ihren Kummer und Verdruß erleichtert, und minder unerträglich gemacht hätte. Wie dem auch sei, sie wolle nichts von ihm und seinem Briefe wissen, weder ihn noch diesen vor Augen sehn. Er würde gut thun, zu gehen, keinen Auftrag mehr an sie zu übernehmen, sich nicht mehr in ihrem Hause sehen zu lassen, noch außerdem, wo sie sich befände. Bei diesen Worten ging sie voll Wuth in ihr Cabinet und Sully entfernte sich.

Allein er war noch nicht am Ende der Stiege, als er eine Stimme hörte, die rief: „Herr von Rosny! Herr von Rosny!" gleich darauf erblickte er die Frau von Neufuy, ganz außer Athem, lief sie auf ihn zu und sagte: die Prinzessinn habe sie ihm nachgesandt, den Brief des Königs ihres Bruders in Empfang zu nehmen, dessen er Erwähnung gethan, sie wünsche den Inhalt zu sehen und ihn zu behalten.

Sully merkte wohl, daß diese Sendung ein neuer mit ihren Damen gefaßter Rathschluß war, und versetzte: Da die Prinzessinn ihm kaum zuvor gesagt hätte, sie wolle nichts von ihm und seinem Briefe wissen, beide nicht vor Augen sehen, könnte er nicht glauben, daß sie diesen Entschluß so schnell verändert haben sollte. Außerdem hätte er Befehl, den Brief in keine andern Hände zu geben, als in die eignen

der Prinzessinn und ihn von dieser zurückzuempfangen, sobald sie ihn gelesen haben würde. Er werde ihn sorgfältig bewahren, um bei rechter Zeit und Gelegenheit beweisen zu können, daß er nicht einmal seinen Auftrag an sie vollständig ausgerichtet habe.

Bei diesen Worten empfahl er sich der Dame, ohne deren Antwort abzuwarten, setzte sich zu Pferde und ritt nach Moret, seine Gemahlinn, welche sich dort aufhielt, auf einen Tag zu besuchen.

Am zweiten Tage darauf, gedachte er sich nach Paris zu begeben, um daselbst die Antwort des Königs auf seinen Bericht über den Ausgang der vollendeten Sendung abzuwarten; allein schon in der Frühe eben dieses Tages erschien bei ihm der Haushofmeister der Prinzessinn, den diese mittlerweile an ihren Bruder gesandt hatte, über die vermeintlichen Beleidigungen Beschwer zu führen, welche ihr von Sully bei seiner Sendung widerfahren wären. Er übergab diesem einen Brief Heinrichs folgenden Inhaltes:

„Herr von Rosny! Es thut mir leid und nimmt mich Wunder, keinen Bericht von Ihnen seit Ihrer Abreise empfangen zu haben, der mich von dem Verlaufe der Angelegenheit in Kenntniß setzte, wegen deren ich Sie an meine Schwester gesandt habe. Um so mehr, da seitdem Briefe derselben an mich gelangt sind, worin sie sich beklagt, dermaßen und so viel-

fach von Ihnen beleidigt zu seyn, daß sie es Ihnen nimmermehr vergeben kann, und mich bittet, ihr Recht und Gerechtigkeit zu verschaffen. Freilich sind in dem Briefe keine Besonderheiten angeführt, deshalb glaube ich, es wird nicht so arg seyn, als sie es macht; aber sie sagt im Allgemeinen, daß Sie so unverschämte Reden wider sie geführt hätten, als ich mich derselben nimmermehr bedient haben würde. Sie werden wissen, daß ein solches Verfahren wider Ihre Pflicht, meinen Wunsch, und der Ihnen vorgeschriebenen Form des Verhaltens gegen sie, verstieße, indem Sie zu ihr mit derselben Ehrfurcht, Unterthänigkeit und Rücksicht zu reden angewiesen waren, die Sie gegen mich selbst beobachten, ihr die Versicherung meines Wohlwollens überbringen, sie in Bezug auf gewisse Verhältnisse, gelinde an die Verbindlichkeiten, die sie mir schuldig ist, an ihre Pflicht, gemahnen sollten; sie von den Vortheilen benachrichtigen, die ich ihr zuzuwenden gedenke, wenn sie mir zu gefallen leben will, und ihr meine Willensmeinung dieserhalb umständlich zu eröffnen. Ueberlegen Sie demnach, was Sie gesagt und gethan haben; findet sich das Mindeste, das sie mit Recht hätte aufbringen können, so gehen Sie zu ihr, leisten Sie ihr ehrenvolle Abbitte, nachdem wie es die Sache verdient, worauf sie Ihnen sogleich vergeben, so wie sie Sie auch anständig aufnehmen wird, dem habe

ich gehörig fürgesorgt. Jedoch auf alle Fälle geben Sie ihr Genugthuung, denn ich werde nicht leiden, bei dem, was sie mir ist, daß ein einziger meiner Unterthanen sie ungestraft beleidige, oder ihr die gebührende Ehrfurcht versagte. Hierauf bitte ich Gott, Sie in seinem heiligen Schutze zu behalten. Amiens, den 15ten Mai 1591."

Mit Sorge und Aerger erfüllte Sully dieser Brief. Nachdem er ihn gelesen, der Haushofmeister der Prinzessinn sich beurlaubt hatte, ließ er einen seiner Vertrauten rufen, und sagte mit verdrüßlichem, bekümmerten Gesichte:

„Bei Gott! man behauptet nicht mit Unrecht, daß es mehr Dornen als Rosen in dem Lustgarten des Hofdienstes giebt, und bei Fürsten ein zerschlagnes Glas zwanzigjährige Dienste zu Grunde richten kann. Ueber 24 Jahre diene ich dem Könige auf eigne Unkosten. Kein Unglück, keine Gefahr hat er erlebt, die ich nicht mit bestanden hätte, und nichts destoweniger mißhandelt er mich tüchtig in einem Briefe, den ich soeben von ihm erhalte, weil ich ihm zu redlich und zu unbedingt zu Willen gewesen bin, nachdem ich mich lange genug und aus allen Kräften wider die unselige Reise zur Prinzessinn gesträubt hatte. Ich habe ihm vorausgesagt, daß ich nicht ohne Verdruß mit ihr davon kommen würde, daß ich Gefahr liefe, mich ihr unversöhnlich verhaßt

zu machen, wenn ich seine Aufträge gehörig ausrichten und vollziehen wollte; ich kenne ja die eingewurzelte Neigung, das hochfahrende Wesen der Prinzessinn, ihre Empfindlichkeit, ihr Aufbrausen; und nun berücksichtiget mein Herr nicht mich, nicht was er mir befohlen hat, sondern einzig den Verdruß seiner Schwester, und ist so ungehalten über meinen Gehorsam, als sie selbst über meine freimüthigen Vorstellungen. Was hilft mir jetzt sein eigenhändiger Brief, und daß ich ihn nicht aus den Händen gegeben, ihn sorgfältig aufbewahrt habe, worin alles was ich gesagt und gethan, mir geboten, auf härtere Weise zu sagen und zu thun geboten wird, als ich es ausgerichtet, nebst einer Menge von Dingen, deren ich mich aus Bescheidenheit und Ehrfurcht enthalten habe? — Diese Erfahrung soll mich lehren, mich in Acht zu nehmen, mich nicht so leicht daran zu geben, fremden Haß und Groll auf mich zu laden, als ich bisher gethan, um einem Herrn redlich und durchaus zu willfahren, der sein Wort vergißt, und nicht an das alte Sprüchwort denkt: „guter Herr, kecker Knecht," das zwischen uns wahr werden sollte, ehe ich zur Prinzessinn abging. Ich werde mich ganz leise von den Unterhandlungen mit Einzelnen, vorzüglich von denen mit Fürsten und Großen, die Macht und Einfluß haben, losmachen, zu denen, wie ich merke, er mich brauchen will, um

dabei meine Freimüthigkeit und meinen redlichen Diensteifer zu benutzen."

„Da lesen Sie, ob er nicht Unrecht hat, mich so hart anzulassen, und ob ich Unrecht habe, wenn ich künftig mit mehr Umsicht und mit weniger Eifer verfahre?"

„Mich ganz von ihm loszusagen und mich auf meine Güter zurückzuziehen, das geht nicht. Einmal würde er es nimmermehr zugeben, mich mit tausend Gründen halten und mit tausend Entschuldigungen zufrieden stellen, denn darin ist er stark, wenn er sich einen Diener erhalten will, den er im Nothfalle brauchen zu können glaubt. Dann habe ich zu viel Kinder und eine Frau, die alle Jahre eins bekommt. Endlich läßt es auch die alte Freundschaft nicht zu, die ich für ihn habe, noch die Grille, daß mir oftmals prophezeiht ist, ich würde bei ihm zu hohem Glücke und Ansehn gelangen, und als einer seiner ersten Minister zu seinem Ruhme und zur Wiederherstellung des Königreichs beitragen, folglich wäre es thöricht, die Geschäfte um eines Pünktleins willen fahren zu lassen, indem ich mich drauf und dran sehe, in der That großen Einfluß zu gewinnen und mein Geschlecht wieder aufzurichten, das durch die schlechte Wirthschaft meines Großvaters und die boshafte Enterbung meines Oheims, des Vicomte von Gent, wodurch ich über 50,000 Livres Einkünfte ein-

gebüßt habe, fast zu Grunde gegangen ist. Somit werfe ich den Mantel nicht nach dem Rocke, sondern verfahre klüglich. Was mir der Brief gebietet, übereile ich mich nicht zu thun; der König hat gut Versprechen, die Prinzessinn, deren Wuth und Empfindlichkeit sich noch nicht gelegt haben können, würde sich nicht entbrechen, mir Grobheiten und Unwürdigkeiten zu erweisen. Eine Entschuldigung zu finden, daß ich es unterlasse, stelle ich mich krank, und gewinne dabei Zeit, einen zweiten Brief des Königs, in Antwort auf meinen Bericht, abzuwarten, und zu erleben, wie dieser gewirkt hat."

Sully's Vertrauter hörte ihn aufmerksam zu, lobte höchlich seine Mäßigung, tröstete ihn mit allen möglichen Gründen, die ihm einfielen, um ihn darin zu bestärken, denn er freute sich ihrer im Herzen, weil er sowohl, als alle Anhänger von jenem, die ihr Glück mit dem seinen wachsen sahen, schlimm daran gewesen wäre, wenn seine Hoffnungen und die ihren, durch dessen plötzlichen Rücktritt von den Staatsgeschäften, im frischesten Keimen zu Grunde gegangen wären.

Der Abend, der folgende Morgen vergingen trübselig. Ein Arzt wurde geholt, der drei Abführungsmittel und zwei Aderlässe wider Sully's Beschwer verordnete. Aber gegen 4 Uhr Nachmittags brach sich die Krankheit. Ein Courier erschien, und

brachte Sully einen zweiten Brief vom Könige, folgenden Inhalts:

„Freund! Dieser Brief trifft Sie gewiß noch voll Aerger über den Ton meines letzten Schreibens, das Ihnen Boesse*) überbracht hat. Ich habe es lediglich seiner Zudringlichkeit, dem Ungestüme meiner Schwester nachgegeben, um das erste Aufbrausen ihres Zornes ein wenig zu beschwichtigen. Sie kennen uns Beide; wir sind trotzig und zornig, aber wir gehen bald in uns. Achten Sie mein letztes Schreiben für nichts, halten Sie sich nur an das gegenwärtige, wodurch ich die Versicherung bestätige, die ich Ihnen bei Ihrer Abreise gab. Ich weiß, daß Sie nichts als gemäß meiner Absicht vollzogen, auch den Brief wohl aufbewahrt haben werden, der zu Ihrer Sicherstellung dient, und den Sie, ich merkte es wohl, zu diesem Endzwecke bei Ihrer Abreise forderten. Fürchten Sie nicht, daß ich Sie verläugnen und zugeben werde, daß Ihnen Unbilde widerfahren. Fahren Sie fort, mir nach meinem Sinne zu dienen, haben Sie mich lieb, wie ich Sie lieb haben will. Kommen Sie bald zu mir und berichten mir mündlich noch umständlicher den Verlauf Ihrer Sendung, als ich ihn durch Ihren Courier erfahren habe, der mir Ihre Briefe nicht früher hat bringen

*) Der Name des Haushofmeisters der Prinzessinn.

können, weil er, wie er sagt, unterweges gestürzt ist, und sich den Fuß verrenkt hat. Ich werde Sie so freundlich empfangen als jemals, sollte ich auch den alten Wahlspruch der Bourbons anziehen müssen: wer deß grollt! Mit Gott, Freund. Amiens, den 17ten Mai 1596."

Dieser Brief heilte Sully vollständig, trotz allen Arzeneien, die er nicht nahm. Am nächsten Tage ging er nach Amiens, wo Heinrich ihn mit der gewohnten Herzlichkeit empfing, und alles lobte und billigte, was er gethan hatte.

V.

Städtische peinliche Rechtspflege in Böhmen,

im vierzehnten Jahrhunderte.

Prag wird in vier Städte getheilt, die Altstadt und Neustadt gegen Süden auf dem rechten Ufer der Moldau, die Kleinseite in der Ebene, dahinter der Hradzin auf der Höhe gegen Norden, am linken Ufer derselben. Bis zur Zeit Josephs des Zweiten stand jeglicher dieser Städte eine besondre, von der Bürgerschaft erwählte, Obrigkeit vor, welche in den älteren Zeiten auch Recht über Leben und Tod besaß, daß sie, nachdem die Persönlichkeit der Herrscher, Ruhe oder Aufruhr der Zeiten, es zügelte oder ihm Freiheit ließ, mit mehr oder minder Willkühr gebrauchte.

Im J. 1386, erzählt der Chronist, *) unter der Regierung Wenzel des Vierten, war Georg Schwerhammer, ein Deutscher, Bürgermeister der Altstadt Prag. Er wohnte ohnfern der Kirche St. Martini, dem Hause des Herzogs von Burgund gegenüber, an der Ecke der Gasse, die zur Bethlehems-

---

*) Hayeck.

Kapelle führt, wo etwa 20 Jahre später Huß gewöhnlich zu predigen pflegte.

Eines Tages, da er vom Rathhause kam, badete sein Weib ihr Kind in dem Zimmer, wo er seine Kleidung ablegte, und das er gleich darauf verließ, um an andere Geschäfte zu gehn. Das Kind schrie im Bade; die Mutter suchte im Zimmer umher, nach einem Spielwerke, es zu besänftigen, und da ihr nichts zur Hand lag, griff sie in die Tasche der Kleidung, welche ihr Mann abgelegt, fand hier das Siegel der Stadt, nahm es heraus und gab es dem Kinde zum Spielen. Als sie dieß darauf aus dem Bade genommen, vergaß sie des Siegels, womit es gespielt; es blieb im Wasser liegen und sie schüttete es mit demselben aus dem Badegefäße auf die Gasse.

Nach einer kleinen Weile ging ein Bürger vorüber, fand das Siegel, und trug es zu Jakob Wölflin, dem ersten Rathsmanne, der Stadtwirth wurde ein solcher genannt, und übergab es demselben.

Wölflin begab sich am folgenden Tage aufs Rathhaus, zeigte das Siegel den übrigen Schöffen und Rathsmännern, bevor der Bürgermeister erschienen war, rathschlagte mit denselben über die Strafe, welcher dieser für seine Verwahrlosung verdiene, und sie erkannten auf die Todesstrafe, und der Scharf-

richter ward sofort zur Vollziehung derselben beschieden.

Unterdessen erschien Georg Schwerhammer auf dem Rathhause. „Wo hast Du das Stadtsiegel?“ redete Jakob Wölflin ihn an. Er griff in seine Tasche, suchte, fand es nicht, und bat um Vergunst zu Hause zu gehen und es zu holen, der Meinung, er habe es dort vergessen. Man hieß es ihm bringen. Als er die Stiegen jedoch hinab war, machte der Rathswirth mit den übrigen Männern vom Rathe mit dem Scharfrichter sich auf, und ihr Zug folgte ihm nach seinem Hause.

Unterdessen suchte Schwerhammer das Siegel in seiner Wohnung vergeblich überall, und weil er es endlich nicht finden konnte, wollte er sich zurück auf das Rathhaus begeben; da traf er unten in seinem Hause den Rath versammelt, der das Siegel ihm vorzeigte, das Vorgefallene vorwarf und ihm sein Urtheil verkündete.

Kein Erbarmen, kein Aufschub fand Statt. Die Rathsherren hießen ihn binden, vor das Haus führen, und zur selbigen Stelle und Stunde ist das Haupt ihm abgeschlagen.

An der Mauer des Kirchhofes der St. Martinskirche wurde er begraben. Auf der Stätte seiner Enthauptung errichtete man am dritten Tage nach derselben ein steinernes Kreuz. Noch gegenwär-

tig heißt das Haus, welches er bewohnte, zum steinernen Kreuze.

Keiner Veranlassung zu dieser gerichtlichen Greulthat, keiner Folgen für diejenigen, die sie verübten, welche sie nach sich gezogen hätte, thut die Chronik Meldung. Wahrscheinlich lag Haß zwischen den Deutschen und Slaven dabei zum Grunde, der um jene Zeit durch Ueberzahl und Uebermuth der Deutschen auf der Prager Universität, und in dem Jahre zuvor besonders dadurch aufgereizt war, daß König Wenzel, auf Anrathen seiner Deutschen Räthe, eben jene Stadtämter der Prager Städte mit Deutschen besetzt hatte, und Meutereien der Slaven wider Verordnungen ebenjener Räthe, an zwei Bürgern der Altstadt mit dem Tode bestrafen ließ. Diese Vermuthung würde zur Gewißheit gedeihen, hätte zu den vom Könige eingesetzten Deutschen Stadtbeamten der Gemordete gehört. Wie viel Einfluß jener Haß zwischen Deutschen und Slaven in Böhmen, auf Wirksamkeit und Schicksal von Huß gehabt, wieviel er zu den Grausamkeiten der Hussiten beigetragen, ist bekannt.

VI.

Die
Neujahrsnacht zu Calais,
im
Jahre 1348.

Als Eduard, der König von England, im August des Jahres 1346 Calais in seine Gewalt bekommen hatte, berief er zu sich Herrn Walther von Manny und seine beiden Marschälle die Grafen von Warwick und Strafford und sprach zu ihnen: „Ihr Herren empfangt die Schlüssel von Stadt und Schloß Calais und begebt Euch dorthin, nehmt beide in Besitz. Alle Ritter darinnen entlaßt, auf eidliche Haft; was an Söldnern ist, die nur des Lohnes wegen dahingekommen, schafft von dannen; auch alles Uebrige an Mann, Weib oder Kind; denn ich will die Stadt mit lauter Engländern besetzen."

Da gingen die drei Herren selbander mit hundert Mann, Calais zu besetzen, und nahmen in eidliche Haft Herrn Johann von Surin, Herrn Johann von Vienne, Herrn Johann von Bellebourne und Andre. Dann hießen sie den Söldnern alle Waffen dahertragen, zusammen auf einen Haufen auf den Markt von Calais. Darauf hießen sie männiglich allerhand Leute von dannen ziehn, und behielten nur einen Priester und zwei andere alte Männer in der

Stadt, wohlkundig der Gesetze und Bräuche von Calais, deren Erbtheil anzuweisen. Ein Jammer war's, jene Bürger und Bürgerinnen und Kinder zu sehen, als sie ihre Häuser, ihr Erbtheil, Habe und Geräth dahinterlassen mußten; denn nichts durften sie mitnehmen, und nichts auch vergütete ihnen der König von Frankreich. Sie halfen sich, wie sie konnten; der größte Theil von ihnen zog sich nach St. Omer.

Nachmals beschickten die Herren das Castell zur Wohnung für König und Königinn, die vornehmsten Stadthäuser zur Aufnahme der Leute des Königs, und nachdem dieß alles geschehen war, setzte sich der König zu Pferde, ließ die Königinn aufsitzen, die Baronen und Ritter; also machten sie sich auf den Weg gen Calais, und zogen ein in die Stadt unter Trommelschall und Trompeten, Zimbeln und Pauken. Daselbst hausete König Eduard, bis die Königinn eines Töchterleins genesen war, die man Margaretha nannte. Dann schenkte er schöne Häuser in der Stadt den Herren von Manny, von Bethün, Bartholomäus von Bonna, dem Baron von Strafford und anderen Herren. Da wurden die Neustadt und die Bastei vor der Stadt, zur Ausdauer einer Belagerung vormals errichtet, ganz zerstört; das Castell auf der Höhe niedergerissen. Da verordnete der König Leute, die Thore, Mauern und Thüren, die Schranken der Stadt zu besetzen; und das Zer=

störte ließ er ausbessern und herstellen; das war nicht so schnell geschehen.

Unterdessen hatte der Cardinal Guy von Boulogne, der als Legat des Papstes nach Frankreich gekommen war, und sich in der Stadt Amiens beim Könige, seinem Vetter, befand, einen Waffenstillstand auf zwei Jahre zwischen den Königen von England und Frankreich, ihren Anhängern und Vasallen, vertragen, der von allen Theilen angenommen ward, mit Ausschluß der Bretagne, wo die zwei Erbdamen *) fort und fort sich einander bekriegten.

Der König und die Königinn von England kehrten zurück in ihr Reich. Ueber Calais wurde Aimerich von Pavia gesetzt, ein Lombarde, den König Eduard zu hohen Ehren befördert, und von London sandte der König sechs und dreißig reiche und wohlweise Bürger mit ihren Frauen und Kindern, damit alsbald die Stadt von lauter Engländern besetzt sey. Und täglich mehrte sich deren Zahl; denn täglich mehrte und verbriefte der König Freiheiten und Gerechtsame der Stadt, so große, daß Viele sich aus freien Stücken daselbst niederließen.

So lange der Waffenstillstand währte, hielten sich beide Könige in Frieden, doch war darum kein Friede im Lande. In der Gascogne, in Poitou,

*) Die Gräfinn v. Blois und die Gräfinn v. Montfort.

Xaintongue bekriegten sich schaarenweise, Engländer und Franzosen, eroberten Städte und Schlösser mit List und Gewalt, bei Tag und bei Nacht, und bestanden viel schöne Abentheuer, bald Engländer, bald Franzosen.

Ueber die Stadt St. Omer war Gottfried von Thorgny gesetzt, und bewachte die Grenzen in dortiger Gegend, und waltete unumschränkt in allen Stücken, gleich wie der König, sofern es Angelegenheiten der Waffen betraf.

Der nun überlegte bei sich, wie die Lombarden von Natur gern habsüchtig sind, und versuchte die Stadt Calais wiederzugewinnen, in welcher Aimerich von Pavia befahl. Wegen des Waffenstillstandes verkehrten die von St. Omer frei mit Calais, und die von Calais mit St. Omer, und gingen die Bewohner beiderseits her und hin und trieben ihren Handel. Da handelte Herr Gottfried in's Geheim mit Aimerich von Pavia um die Stadt, so daß dieser verhieß, ihm Stadt und Schloß von Calais für zwanzigtausend Thaler zu übergeben.

Das erfuhr König Eduard, wie geheim es geschehen, und sofort entbot er Aimerich den Lombarden über's Meer. Der kam nach England, nach Westmünster; denn er glaubte nimmermehr, daß sein Handel dem Könige verrathen sey, den er so geheim getrieben. Als jener nun seinen Lombarden ankom-

men sah, nahm er ihn beiseite und sprach zu ihm: „Du weißt, was mir das Liebste ist auf der Welt, nächst Weib und Kind, habe ich in Deine Gewahrsam gegeben, Stadt und Schloß von Calais, und beides hast Du den Franzosen verkauft, und dafür billig den Tod verdient.“

Wie der Lombarde diese Rede vernahm, warf er sich zu Füßen dem Könige, und rief: „Ha, wackerer König, um Gottes Barmherzigkeit, dem ist also, wie Ihr sagt; aber der Handel kann noch zurückgehn, denn noch habe ich keinen Heller erhalten.“ Den Lombarden hatte der König von Kindheit auferzogen und sehr geliebt, somit sprach er zu ihm: „Aimerich, ich will Du sollst Deinen Handel vollziehn, und den Tag, an dem Du Calais wirst übergeben sollen, den sollst Du mir anzeigen. Nachdem soll Dir mein Unbild vergeben seyn.“

Hierauf kehrte der Lombarde nach Calais zurück, hielt seinen Handel geheim, und Herr Gottfried, dem's waidlich gelüstete im Besitze der Stadt sich zu sehn, rüstete sich also geheim, und sammelte fünfhundert Lanzen *); aber der größte Theil seiner Leute wußte nicht zu welchem Zuge, nur einige Baronen wußten es. Er hatte es wohl auch dem Könige von Frankreich nicht gesagt; denn der König

*) Statt Lanzenträger.

hätte, wegen des Waffenstillstandes, ihm sein Vorhaben sicher widerrathen. So sollte der Lombarde die Stadt Calais in der Neujahrsnacht überliefern, und that durch seinen Bruder dieß dem Könige von England zu wissen.

Als König Eduard diese Nachricht und den bestimmten Tag erfuhr, verließ er England mit dreihundert Gewappneten und sechshundert Bogenschützen, schiffte sich ein zu Dower und kam gegen Vesperzeit nach Calais, so heimlich, daß Niemand darum wußte, und versteckte seine Gewappneten und Bogenschützen im Castelle in Zimmer und Thürmen, und sich selbst dazu, indem er zu Herrn Walther von Manny sprach: „Herr Walther von Manny, Ihr sollt bei dieser Sache der Führer seyn; denn ich und mein Sohn, wir wollen unter Eurem Banner fechten."

Nun auf Herrn Gottfried von Thorgny zu kommen. Der brach am letzten December, gegen Abend, von St. Omer auf, mit allen seinen Rüstungen *) und Armbrustschützen und kam gen Calais, ohngefähr um die Mitternachtstunde. Ohnfern auf dem Felde machte er Halt, und sandte zwei Knappen dieweil voraus, welche Aimerich, den Lombarden, trafen, der sie erwartete, und ihn fragten: ob es an der Zeit sey, daß Herr Gottfried vorrücke? Der Lombarde sagte: ja. Darauf kehrten die beiden Knappen zurück zu

*) Statt Gerüsteten.

Herrn Gottfried, und dieser ließ seine Leute in Schlachtordnung über die Brücke von Millaiz rücken. Dann sandte er zwölf Ritter mit hundert eisernen Rüstungen, in allen aus den Seinen, das Schloß von Calais in Besitz zu nehmen. Denn wohl mit Recht bedünkte ihm, so er Herr des Schlosses wäre, so wäre die Stadt auch seine; denn Mannschaft hatte er genug, und konnte über einen Tag deren die Fülle erlangen, so er des bedurfte. Herrn Odoard von Renty, der bei diesem Ritte war, ließ er zwanzigtausend Thaler übergeben, damit er den Lombarden bezahlte. Er aber hielt sich ganz still mit den übrigen Seinen auf dem Felde, sein Banner vorauf, und wartete, daß er durch das Stadthor einzöge in Calais; denn anders wollte er nicht einziehn.

Der Lombarde hatte die Zugbrücke vom Schlosse zum Feldthore herabgelassen, und ließ die hundert eisernen Rüstungen ruhig hineinziehn, und Herr Odoard übergab ihm die zwanzigtausend Thaler in einem Sacke, und jener sagte: er hoffe sie würden richtig seyn, er habe nicht Zeit sie nachzuzählen, denn sogleich würde es Tag seyn. Somit verschloß er den Sack mit den Thalern in einem Zimmer und sprach zu den Franzosen, er wollte sie in den großen Thurm führen, damit sie um so sicherer dort und Herrn des Castells wären. Nun zog er sich hinwärts des Thur-

mes, schob den Riegel zurück und alsbald war das Thor des Thurmes weit aufgethan.

In diesem Thurme befand sich der König von England mit zweihundert Lanzen, die brachen flugs hervor mit Streitaxt und Degen in den Fäusten, und riefen: „Manny, Manny zur Abwehr.“ und sprachen: „wie haben diese Franzosen, so wenige, doch das Schloß von Calais erobert?“ Die Franzosen merkten wohl, daß hier kein Widerstand half, somit gaben sie sich gefangen ohne große Beschwer; von diesen Gefangenen war keiner verwundet. Man ließ sie eingehen in den Thurm, den die Engländer verlassen, dort wurden sie eingesperrt.

Und nun zogen die Engländer aus von dem Schlosse, richteten sich in Schlachtordnung und stiegen zu Roß; denn sie wußten wohl, daß jene Franzosen nicht allein seyen. Somit zogen sie, die Armbrustschützen vorauf, zum Boulogner Thore. Da hielt Herr Gottfried, sein Banner vorauf, im rothen Felde drei silberne Schildlein, und hatte gar großes Verlangen der Erste zu seyn, der in die Stadt Calais einginge, und sprach zu den Rittern, die bei ihm waren: „Was braucht's, ehe der Lombarde das Thor aufthut, er läßt uns hier alle erfrieren.“ „In Gottes Namen!“ sprach Herr Pipin von Berry, „Lombarden sind falsche Leut! Er beschaut Eure Gulden, ob auch nicht falsche dabei, und ob sie auch alle dabei sind.“

Indem er das sprach, wurde alsbald das große Thor aufgethan, und der König von England rückte aus, bei ihm sein Sohn, unter dem Banner Herrn Walthers von Manny, auch andere Banner, des Grafen von Strafford, des Grafen von Suffolk, Herrn Johann von Montagues, des Bruders vom Grafen von Salisbury, des Herrn von Beauchamp, des Herrn von Berkley, des Herrn de la Ware. Alle diese waren Baronen und Bannerherren, und mehr waren nicht dabei an demselbigen Tage.

Als die Franzosen sie herausziehen sahen, und hörten den Ruf: „Manny zur Abwehr!" merkten sie wohl wie sie verrathen wären und Herr Gottfried sprach zu seinen Leuten: „so wir fliehen, sind wir verloren! darum lasset uns fechten aus freiem Entschlusse, vielleicht wird der Tag noch unser! „Bei St. Georg!" riefen die Engländer: „recht so, dem wehe, der flieht!" Da zogen sich jene alle zurück und stiegen von den Pferden, und jagten ihre Pferde aus dem Wege; denn sie standen zu gedrängt. Als die der König von England sah, ließ er das Banner halten, unter welchem er focht, und sprach: „ich möchte mich hier zur Schlacht aufstellen *); und daß der größte Theil der Unsern fortrückte gegen den Fluß und die Brücke Millaiz; dort hält, wie ich höre,

*) Als Nachtreffen.

der Franzosen eine große Schaar zu Fuß und zu Roß."

Da trennten sich von seinem Zuge sechs Banner und dreihundert Armbrustschützen und zogen gen die Brücke Millaiz, die Herr Moncau von Trennes und der Herr von Crequi hielten. Die Armbrustschützen von Arles und St. Omer standen zwischen der Stadt und der Brücke; und sie erprobten da ein hartes Treffen, und waren bald geschlagen und gegen den Strom gejagt, so daß ihrer allein über sechshundert umkamen und ertranken.

Noch war es Dämmerung, doch alsbald wurde Tag. Die Ritter von der Piccardie hielten ein Weilchen Stand, und manche waidliche Waffenthat wurde daselbst von beiden Theilen vollbracht. Aber der Engländer wurden mehr, weil die vor Calais Aufgestellten nachrückten, und der Franzosen immer weniger. Da sahen die Franzosen wohl, daß sie die Brücke nicht lange mehr würden halten können, und nun saß auf, wer ein Pferd besaß, und gab Fersengeld; und die Engländer hinterdrein gejagt, und die am besten beritten waren, die waren gut daran. Also entkamen der Herr von Trennes, der Herr von Crequi, der Herr von Sempy, der Herr von Namur, und mehrere wurden gefangen, ob eignen Trutz, die sich wohl hätten retten können, so sie gewollt.

Und als es nun heller Tag war, so daß Einer

den Andern erkennen mochte, da thaten sich einige Ritter und Knappen zusammen, und fochten selbander viel rüstig wider die Engländer, so daß einige von den Franzosen gute Gefangene gewannen, von denen sie große Ehre hatten und Vortheil.

Aber der König von England, welcher daselbst war, den Feinden unbewußt, unter dem Banner Herrn Walthers von Manny, der kam mit seinen Leuten zu Fuß daher, die Feinde anzugreifen, die sich dicht geschlossen hielten, ihre Lanzen voraufgestreckt, fünf Fuß weit vor sich hin. Beim ersten Anlauf gab es da ein hartes Treffen, und viel starke Schläge; und der König hielt wider Herrn Eustach von Ribeaumont, der war ein starker und kühner Ritter. Und so lange focht er wider den König, daß es eine Lust war sie anzusehn. Und war alles im Gefechte, und ihre Schlachtordnung wurde durchbrochen; denn zwei starke Haufen der Einen und der Andern, drängten von hinten und vorn an, die sie von einander trennten. Da war ein mächtiges und schweres Handgemenge, und wohl haben auf Seite der Franzosen, Herr Gottfried von Chargny, Herr Johann von Landas, Herr Hector und Herr Godwin von Bailleul, der Herr von Crequi und Andere gekämpft. Doch sie alle übertraf Herr Eustach von Ribeaumont, der schlug an diesem Tage den König zweimal nieder auf beide Kniee; doch kam es endlich dahin, daß er

seinen Degen demselben reichte und sprach: „Herr Ritter, ich gebe mich Euch gefangen!" denn der Tag blieb den Engländern; und alle die mit Herrn Gottfried von Chargny gewesen, die waren todt oder gefangen. Da lagen todt, Herr Heinrich Dubois, Herr Pipin von Verry; und der nach Herrn Gottfried und allen Andern, und zuletzt gefangen ward, und der an diesem Waffentage am meisten gethan, das war Herr Eustach von Ribeaumont.

So wurde dieser Handel vor Calais vollbracht, am ersten Morgen des Jahres 1348. Und darauf zog der König von England nach Calais, gerade aufs Castell und ließ dorthin die gefangenen Ritter alle bringen, und nun wußten die Franzosen wohl, daß der König in eigner Person dabei gewesen war, unter dem Banner Herrn Walthers von Manny. Somit ließ der König ihnen sagen, diesen Neujahrsabend sollten sie alle seine Gäste seyn, auf seinem Schloß zu Calais. Als nun die Stunde zum Nachtmahl kam, da wurden die Tafeln gedeckt, der König und die Ritter geschmückt zum Fest, alle mit neuen Kleidern angethan, auch die Franzosen, und wiewol Gefangene, wurden sie doch trefflich bedient, denn also wollte es der König. Der setzte sich nieder, die Ritter zu ihm in Ehren, und es bedienten sie vom ersten Gerichte der wackere Prinz von Wales und die Ritter von England. Beim zweiten setzten

sie sich an einen andern Tisch, und wurden gut und in Ruhe und gemächlich bedient.

Als man abgespeiset, hob man die Tafeln auf, und der König blieb im Saale, mit den Französischen und Englischen Rittern, und war im bloßen Haupte, und trug auf seinem Haupte ein Kränzlein von ächten Perlen, und ging von Einem zu dem Andern. und als er zu Herrn Gottfried von Thorgny kam, veränderte er die Miene ein wenig, sah ihn scheel an und sprach: „Herr Gottfried, wohl mit Recht muß ich Euch abhold seyn, da Ihr mir bei Nacht wegschnippen wolltet, was ich so theuer und mit großem Gelde erworben habe. So bin ich gar sehr verbunden und froh, daß ich Euch bei dem Probestück erwischte. Ihr meintet leichter dazu zu kommen, als ich, der Ihr es um zwanzigtausend Thaler begehrtet. Aber Gott hat mir geholfen, und Eure Erwartung ist Euch fehlgeschlagen."

Bei diesen Worten ging er fürder und ließ Herrn Gottfried stehn, der ihm kein Wörtlein erwidert, und kam zu Herrn Eustach von Ribeaumont, und sagte freudiglich zu diesem: „Herr Eustach, Ihr seyd der Ritter, den ich von allen auf der Welt bisher, seine Feinde am tapfersten angreifen, und am tapfersten seinen Leib vertheidigen sahe. Auch fand ich mich noch in keiner Schlacht, wo mir einer so viel hätte zu schaffen gemacht, Mann gegen Mann, als wie

Ihr heute gethan habt. Somit gebe ich Euch, nach gerechtem Spruche, den Preis auch über alle Ritter meines Hofes!" Bei diesen Worten nahm der König sein Kränzlein, das er auf dem Haupte trug, das gut war und reich, und setzte es Herrn Eustach aufs Haupt, und sagte: „Herr Eustach, ich gebe Euch diesen Kranz, als dem besten Kämpfer des Tages, von denen die drinnen sind und draussen, und bitte Euch, tragt ihn mir zu Liebe das Jahr hindurch. Ich weiß, Ihr seyd guter Dinge und verliebt, und befindet Euch gern bei Frauen und Fräulein; so sagt denn überall, wohin Ihr kommt, daß ich Euch den Kranz gegeben. Auch laß ich Euch ledig der Haft, und könnt Ihr morgen am Tage, so es Euch beliebt, von dannen ziehn."

VII.

Königs Robert Bruce von Schottland letzter Auftrag.

Der tapfere König Robert Bruce von Schottland fühlte, sein Ende sey nahe, und beschied zu sich die Baronen seines Reichs, in denen er das meiste Vertrauen setzte, sprach zu ihnen: er müsse sterben, und befahl ihrer Biederkeit das Reich und ihre Lehnspflicht gegen David, seinen Sohn, daß, wenn derselbe mündig wäre, sie ihm gehorchen wollten, ihn zum Könige krönen und ihn vermählen, nach Stand und Würden. Darauf rief er den wackern Herrn Jakob von Douglas herbei, und sagte zu ihm im Beisein der andern Ritter:

„Herr Jakob, theurer Freund, Ihr wißt's, bei Lebzeiten habe ich viel zu leiden und zu thun gehabt, das Recht meines Reiches zu behaupten. Da nun, als ich am härtesten daran war, vollzog ich ein Gelübde, das habe ich nicht gelöset und darum ist mir leid. Ich verlobte mich, so mir geschähe zu Ende zu bringen meinen Krieg und dieses Reiches in Frieden zu walten, so wollte ich ziehn nach redlichem Vermögen, zu kriegen wider die Feinde Jesu Christi und des christlichen Glaubens. Dahin hat immer

mein Herz verlangt, doch es war nicht des Herren Wille; denn er schickte mir Mühsal bei rüstiger Zeit, und dann die harte und böse Beschwer, die mich anjetzo dahin rafft. Da dem nun also ist, daß mein Leib nicht hin kann und vollziehen meines Herzens Begehr, so möchte ich, statt des Leibes, mein Herz zur Stelle senden, mein Gelübde zu lösen, und dieweil ich keinen Ritter weiß in meinem Reiche, der tapferer wäre und adelicher als Ihr, noch rüstiger an Leibesstärke, noch sonst besser angethan, die Fahrt, statt meiner, zu bestehen, so bitte ich, sehr werther und trautester Freund, Euch, so sehr ich vermag, Ihr wollet mir zu Liebe und um meine Seele zu lösen bei dem Herrn, die Reise unternehmen; denn ich traue Eurem Adel und Eurer Biederkeit, daß, so Ihr sie unternehmt, Ihr sie auch werdet vollenden. Doch also, wie ich Euch sage, muß dem geschehen. Ich will, daß sobald ich werde verschieden seyn, Ihr mein Herz aus meinem Leibe nehmt und es wohl einbalsamiren laßt. Und nehmt, soviel Euch gut dünkt, aus meinem Schatze, Euch freizuhalten, und Alle, soviel Euch mitzuführen beliebt auf der Reise zum heiligen Grabe, wo unser Heiland bestattet liegt, mein Herz dort zu weihen, dieweil mein Leib nicht dahin kann. Und vollziehet die Fahrt, so stattlich Ihr nur vermögt, mit also genugsamem Geleite und Weise, als Eurem Stande gebührt; damit männig-

lich wisse, wohin Ihr kommt, daß Ihr das Herz des Königs Robert von Schottland bringt über's Meer auf sein Geheiß, dieweil dem also ist, daß der Leib nicht dorthin kann."

Da weinten Alle, die zugegen waren, und als Herr Jakob wieder zu reden vermochte, sprach er: „Edler und wackrer König! Hunderttausendmal habt Dank, der großen Ehre, so Ihr mir anthut, mir solch einen Schatz zu vertraun. Gern und mit Freuden werd' ich vollziehn was Ihr gebietet, nach redlichem Vermögen, daran zweifelt nimmermehr, wiewohl ich kein Genüge leiste, noch werth bin, solchen Auftrag zu vollziehen."

Hierauf sagte der König: „Ha, wackrer Ritter, großen Dank, Ihr wollt es mir also versprechen?" Der Ritter antwortete: „Gewißlich Herr und gern!" und verhieß es ihm als ein guter Ritter. Da rief der König: „So sey Gott Lob und Dank! denn nun kann ich in Frieden sterben, weil ich weiß, der Tapferste und Tüchtigste meines Reiches vollendet für mich, was ich hienieden nicht zu vollenden vermochte."

Bald darauf schied aus der Zeitlichkeit der tapfere König Robert Bruce von Schottland, der mächtigste König des Schottenreichs, dessen Wappenrüstung Silber war mit drei goldnen Oehrlein, und starb am siebenten Tage des Novembermondes im J.

1327, und sein Herz wurde aus seinem Leibe genommen, und er ward ehrsam bestattet und ruhet also in der Abtei zu Dumferling.

Als das Jahr nun umlief und der Frühling kam, da rüstete sich stattlich Herr Jakob von Douglas mit allerlei Zubehör, und stieg zu Schiffe und kam gen Flandern, um zu hören, ob Niemand von jenseit des Meeres sich anließ, nach Hierosolyma zu ziehen, auf daß er so bessere Geleitschaft hätte, und lag vor Vliesingen wohl bei 12 Tagen; doch setzte er keinen Fuß ans Land, die ganze Frist, sondern blieb auf dem Meere und hielt seine Weise ehrlich, mit Trompeten und Zimbeln, als ob da der König von Schottland wäre, und hatte in seinem Geleite einen Bannerherrn und sieben andere Ritter; und all sein Geschirr war Silber und Gold, Töpfe, Becken, Löffel, Näpfe, Flaschen und Gefäße und andere dergleichen Dinge. Und hatte bei 26 Knappen, die jung und wacker und die waidlichsten Schottlands ihn bedieneten; und wer da zu ihm kommen wollte, der wurde bewirthet mit zweierlei Weinen, mit zweierlei Gewürz; doch von Stande mußte er seyn.

Und endlich, nachdem er 12 Tage vor Vliesingen gelegen, da hörte er, König Alphons von Spanien bekriegte den Sarazenenkönig von Granada. Da dünkte ihm, dort wäre besser geschehen seiner Zeit und Fahrt, und wenn er daselbst sein Werk voll-

bracht, so würde er fürder ziehen und seinen Auftrag vollenden. So schiffte er nach Spanien, und landete in dem Hafen von Valentia, und zog stracks zum Könige, der mit seinem Heere im Felde stand wider den Sarazenenkönig von Granada, und beide Könige standen nahe wider einander auf der Gränze des Reichs.

Bald nach Herrn Jakob Douglas Ankunft geschah, daß der König von Spanien hinausrückte ins Feld, seinem Feinde näher zu begegnen. Dawider rückte der König von Granada aus, und sie richteten ihre Schlachtreihe gegeneinander. Herr Jakob Douglas zog sich einerseits mit seiner ganzen Schaar, um besser zu handthieren und besser seine Kraft darzuthun. Und als er die Schlachtreihen widereinander beide aufgestellt sah und die Schlachtreihe der Spanier in Bewegung gerieth, vermeinte er, sie träfen zusammen. Er, der lieber wollte einer der Ersten, als der Letzte seyn, der spornte sein Roß, und mit ihm seine Schaar, bis zum Treffen des Königs von Granada, haute ein auf die Sarazenen, der Meinung, die Schlachtreihe der Spanier sey hinter ihnen drein; doch er irrte deßfalls, denn kein einziger folgte ihm deß Tages. Da wurde der wackre Herr Jakob Douglas mit allen den Seinen umringt, und thaten Wunder der Waffen, und konnten den Fein=

den endlich doch nicht bestehn, so sind sie sämmtlich erschlagen.*)

*) Nach der über diesen Vorgang glaubwürdigeren Chronik von Hector Boeth, blieb Jakob Douglas erst in Spanien, nachdem er den Auftrag König Roberts vollzogen, was, trotz der unglaublichen Planlosigkeit, die den wichtigsten Unternehmungen dieses Zeitalters anklebt, außerdem wahrscheinlicher ist.

VIII.

Die Entsetzung der Burg Salisbury.

König David von Schottland hatte Durham in England erobert und zerstört; da gedachte er, sich zurückzuziehen in sein Reich über den Tynestrom bei Cardoel in Wales, und zog des Weges und lagerte zur Nacht bei der Veste Salisbury, die wohl mit Kriegsleuten besetzt war.

Die Veste verwahrte im Namen seines Oheims desselben Namens, des Grafen von Salisbury, Herr Wilhelm von Montague; denn jener schmachtete in Gefangenschaft zu Paris. Und in der Frühe, als das Heer der Schotten aufgebrochen war, zog es gen Cadoel, dicht vorbei an der Burg, schwer beladen mit Beute, die es von Durham gewonnen. Von der Veste sah Herr Wilhelm von Montague dem Zuge nach, und vermerkte, wie die Schotten nicht alle vorüber wären; ein Theil derselben dahinten blieb, ohne daß die Vordern sein warteten. Da ritt er gerüstet hervor aus der Burg mit 40 Waffengenossen, und sie folgten auf versteckten Wegen dem Nachzuge der Schotten, dessen Pferde also belastet waren mit Geld und Gut, daß sie kaum vorwärts zu schreiten

vermochten. Sie erreichten denselben an eines Gehölzes Saum, fielen darüber her, tödteten und verwundeten bei 200 Mann, und führten nach der Burg über 120 Pferde, beladen mit Gut und Geschmeide.

Das Geschrei, und die Fliehenden erreichten Herrn Wilhelm von Douglas, der das Hintertreffen führte, und schon jenseit des Gehölzes war; und wer anjetzt die Schotten gesehen, rückwärts gewandt, in vollem Galloppe über Berg und Thal, Herr Wilhelm Douglas vorauf, den hätten sie wohl mögen schrecken. Also rannten sie fort bis zum Fuße der Burg, hinan den Berg in großer Hast, gegen die äußere Pforte; doch diese hatten die von drinnen schon wieder zugesperrt und Haabe und Beute in Sicherheit gebracht.

Da bestürmten die Schotten die Burg mit Macht, mit Macht auch schossen, schleuderten und vertheidigten sich die von drinnen; da suchten die beiden Wilhelme einander größlich Abbruch zu thun; und so währte der Sturm bis das ganze Heer zu selbigem zurückgekommen war, mitsammt dem Könige.

Und als der König und seine Räthe ihre Leute sahen, todt ausgestreckt auf den Feldern, die Stürmenden verwundet, beschädigt, ohne allen Gewinn, befahl der König, abzulassen vom Sturme und sich zu lagern; denn eher nicht würd' er von dannen ziehen, bevor er die Seinen gerächt.

Da sah man Leute verbinden und zagen, Grund auswählen zum Lagerplatze, die Stürmenden abziehen, die Verwundeten wegtragen, die Todten sammeln.

Am folgenden Morgen befahl der König von Schottland, daß Jedermann sich rüste zum Sturme. So rüsteten die drinnen sich zur Abwehr. Da gab es einen starken und gefährlichen Sturm, und von beiden Seiten waren gute Kämpfer zu schauen.

In der Burg war die Gräfinn von Salisbury, welche galt für die schönste und sittsamste Frau des Englischen Reichs; denn ihrem Gemahle gehörte das Schloß und König Eduard hatte es ihm zur Vermählung verehrt, für seine Tapferkeit und treuen Dienste. Die Gräfinn richtete mächtig die drinnen waren auf, und beim Anblicke und süßem Zuspruche einer solchen Frau, galt ein Mann im Nothfalle für zweien. Der Sturm währte lange; viel Schotten kamen um; denn sie gingen unverzagt darauf, und schleppten Bäume und Felsstücke zu Haufen daher, die Gräben auszufüllen, und ihr Belagerungsgerüst an die Mauern zu bringen; doch jene drinnen vertheidigten sich so gut, daß sie ablassen mußten, und der König befahl, das Gerüst zu hüten, um am folgenden Tage den Sturm mit größerer Kraft zu erneuen. Da schied jeglicher hinweg an seinen Ort, außer denen, die blieben zur Huth des Gerüst's. Die Einen

beweinten die Todten, die Andern labten die Verwundeten.

Die in der Burg aber sahen wohl, diese Last sey ihnen zu schwer, denn hart war ihnen zugesetzt, und hielte der König von Schottland sein Wort, so hätte er Zeit es zu halten. So pflogen sie untereinander Rath, gen Warwick zu senden, wo König Eduard lag, wie ihnen sichere Kunde durch Schottische Gefangnen war, und den König um Beistand zu bitten. Da sahen untereinander die Krieger sich an, wer wohl den Auftrag übernähme, doch keiner war, der da das Schloß lassen mochte, noch die Vertheidigung der schönen Dame, und so ward unter ihnen viel Wettstreit.

Und als der Burgwart, Herr Wilhelm von Montague das sah, sprach er: „Ihr Herren, ich erkenne Eure Biederkeit und guten Willen. Euch und der Dame zur Liebe wage ich also meinen Leib, und bringe die Bothschaft; denn ich habe Vertrauen in Euch, und hege waidliche Hoffnung, nachdem, was ich sehe, Ihr werdet das Schloß bis zu meiner Rückkehr wohl bewahren. Und hege waidliche Hoffnung auch anderseits zu dem Könige unsern Herrn, daß er durch mich binnen Wenigem Euch Beistand schickt, deß Ihr froh seyn mögt, so auch, Eure Beute Euch zuspricht.“

Diese Worte freuten die Gräfinn und die Kriegsgenossen gar sehr. Zur Nacht rüstete Herr Wilhelm

sich so gut immer ihm möglich war, um leise von hinnen zu gehn, damit kein Schotte sein gewahrte. Und ihm geschah so wohl, daß es regnete die ganze Nacht, so stark, daß kein Schotte aus seinem Orte ging; so kam er um Mitternacht mittenhin durch das Heer, ohne daß ihn Jemand entdeckte. Als es Tag und er eine halbe Meile jenseits war, und so fürder ritt, da begegnete er zwei Schottischen Männern, die trieben zwei Ochsen und eine Kuh gegen das Heer. Herr Wilhelm erkannte sie für Schotten alsbald, verwundete sie stark, tödtete die Rinder, daß sie dem Feinde nicht zu Gute kämen, sprach dann zu den Verwundeten: „Geht, sagt Eurem Könige, Wilhelm von Montague sey mitten durch sein Heer gegangen, und ging anjetzt und holte Entsatz vom Englischen Könige aus Warwick.

Nachdem König David nun oftmals und hart Sturm zu laufen gebot, beredeten die Schotten sich untereinander, wie er seine Leute verwunden ließe und quälen sonder Noth. Nun käme auch der König von England daher, zu fechten wider sie, so daß sie die Burg doch nimmermehr gewönnen. Da trugen sie einhellig ihrem Könige vor, wie er seines Bleibens hier weder Ehre habe noch Gewinn. Sie hätten Ehre genug ihres Ritts, da sie den Engländern Leides und Schaden die Fülle gethan; zwölf Tage gehaust hätten in Feindes Land, die Stadt

Durham erobert und zerstört. Nun wäre dem Könige und ihnen selber am besten gethan, daß er zurückkehrte in sein Land und Reich, sie die Beute heimbrächten; ein anderes Mal wollten sie wieder mit ihm nach England ziehn, sobald ihm geliebe.

Der König mochte seinen Leuten nicht zuwider seyn; er willigte ihre Begehr, wohl ungern genug, und brach somit dennoch am Morgen auf mit seinem ganzen Heere, und zog vorwärts gen die Gränze seines Reichs.

Desselbigen Tages zur Mittagszeit, da erschien vor dem Schlosse von Salisbury der König Eduard mit seinem Heere, und zürnte, als er die Schotten nicht antraf; denn er war gekommen in so großer Hast, daß zum Verwundern abgemühet waren, beide, Roß und Mann. Somit ließ er seine Leute nach Belieben sich lagern und ruhn; denn er wollte das Schloß besuchen und die edle Dame vom Schlosse, die er nicht gesehn hatte seit ihrer Hochzeit, da sie vermählt ward.

Als der König nun entwaffnet war, nahm er zum Geleite 10 bis 12 Ritter, und ging nach der Burg, die Gräfinn von Salisbury zu begrüßen, und die Sturmanstalten der Schotten zu schaun, und die Gegenwehren derer vom Schlosse. Wie die Dame von Salisbury die Ankunft des Königs erfuhr, ließ sie alle Thore der Burg aufthun und ging ihm ent-

gegen hervor in so reicher Tracht, daß männiglich darob erstaunt war. Man konnte auch nicht aufhören sie anzuschaun, ihren großen Adel, ihre große Schönheit, ihre anmuthige Rede und Gebehrde zu bewundern. Da sie gegen den König gekommen war, neigte sie sich tief bis zur Erde vor ihm, und dankte ihm für seinen Beistand und führte ihn zum Schlosse, ihn zu ehren und feiern, wie sie das wohl verstand. Jedermann staunte sie an, und der König auch konnte sich nicht entbrechen, sie anzuschaun, und ihm bedünkte, er habe noch nimmermehr eine so adelige, so frische,*) noch so schöne Dame gesehen. Da flog ihm ein Fünklein zarter Liebe ins Herz, und traf es auf lange Dauer, denn immer dünkte ihm, es gäbe keine Dame auf der Welt, so werth der Liebe, als diese.

So gingen sie ein in das Schloß Hand in Hand. Und zuerst führte die Dame den König in den Saal und dann in ihr Gemach, das war so adelig geschmückt, wie solcher Dame gebührte, und immerfort sah der König die wackre Dame an, so daß sie davon ganz beschämt ward. Da er sie nun mächtiglich lange angeblickt, trat er gegen ein Fenster, lehnte sich daran und verfiel in ein tiefes Sinnen. Die Dame ging zu den andern Rittern und Knappen, sie

*) Frisque.

zu begrüßen und feiern, befahl darauf das Mahl zu rüsten, die Tafeln zu decken, den Saal zu ordnen und schmücken. Und nachdem sie alles beschickt, und was ihr gut dünkte ihren Leuten befohlen hatte, da kehrte sie mit freudiger Weise zum Könige zurück, der noch immer grübelte und sann, und sprach zu ihm: „Theurer Herr! wie so nachdenklich. So nachdenklich seyn, geziemt, mit Vergunst, Euch mit nichten. Ihr solltet fröhlich seyn und guter Dinge, da Ihr Eure Feinde habt verjagt, daß sie Euch nicht erwarten gedurft, und der Zukunft Gedanken Andern überlassen." Der König antwortete: „Ach, theure Dame, wißt, daß seit ich hier eingegangen bin, mir unversehens ein Gedanke gekommen ist, dem ich nachhängen muß. Und wiewohl ich nicht weiß, wie darob geschehen mir mag, so weiß ich auch nicht, wie ich mein Herz ihm soll entziehen." „Theurer Herr!" sagte die Dame, „Ihr solltet deßwegen doch guter Dinge seyn, Eure Leute getrost zu gemuthen. Laßt das Sinnen und Grübeln. Gott hat Euch bis zur Stunde in all' Euren Händeln so mächtig geholfen, und so große Gnade verliehn, daß Ihr der geehrteteste, gefürchtetste Fürst in der Christenheit seyd. Hat der König von Schottland Euch ein wenig Verdruß und Schaden angethan, so werdet Ihr dem abhelfen nach Gefallen, wie früher geschehn. Somit laßt das Sinnen und kommt zu Euren Rittern in

den Saal, so es Euch geliebt; das Mahl wird alsbald bereit seyn!" „Ach, theure Dame," sagte der König: „wohl sonst etwas bewegt mich und liegt mir am Herzen, als Ihr denkt. Denn wahrlich, die süße Gebehrde, die hohe Vernunft, die Holdseligkeit, das adelige Wesen, die Schönheit die ich in Euch erfand, die haben mich also hingerissen, daß ich von Euch geliebt seyn muß!" Da sprach die Dame: „Theurer Herr, wollt mein nicht spotten, noch mich versuchen. Ich kann nicht glauben, daß dem also sey, wie Ihr sagt, noch daß ein so edler und wackrer Fürst, als Ihr seyd, gemeint wäre, mich zu entehren und meinen Mann, der ein so biedrer Ritter ist, Euch so viel hat gedient, und noch für Euch in Gefangenschaft liegt. Wahrlich, Herr, Ihr hättet deß wenig Lob, und würdet darum nichts besser daran seyn; denn kein solcher Gedanke kommt mir ins Herz, noch kam er mir je, noch wird mir, so Gott will, je kommen. Das thäte ich keinem Manne der lebt, und so ich es thäte, so solltet Ihr mich rügen, und richten und strafen auf Leben und Leib." Also versetzte die großmüthige Dame und ließ den König betroffen stehn, und ging das Mahl zu bereiten. Und alsdann kam sie wieder zum Könige zurück und führte mit sich einige Ritter und sprach zu ihm: „Herr, kommt in den Saal, Euch erwarten die Ritter zum Waschen, sie haben schon zu lange gefastet und Ihr auch."

Der König verließ das Gemach und ging in den Saal. Waschte sich, setzte sich darauf zu Tische mit den Rittern und der Dame, aber aß mit nichten viel, und that während des Mahls wiederum nichts denn Sinnen. Und so oft er die Dame ansehn durfte in ihrer Gebehrde, so oft auch wandte er die Augen zur Stelle. Deß wunderten seine Leute sich größlich, als denen solches an ihm nicht gewohnt, die ihn also noch nimmer erblicket. Es sey der Schotten wegen, meinten Einige, weil die ihm entwischt.

Den ganzen Tag blieb der Englische König in der Burg, und wußte nicht, was zu beginnen. Einmal beschied er sich, ihm verböten Ehre und Biederkeit, sein Herz einer solchen Faschheit zu leihn, daß er eine so großmüthige Dame und einen so großmüthigen und biedern Ritter entehrte, als ihr Gemahl, der ihm allzeit mit Treue gedient. Dann drängte die Liebe ihn hart und besiegte Ehre und Treu; also kämpfte der König mit sich den ganzen Tag und die ganze Nacht. Am Morgen stand er auf und ließ sein Heer aufbrechen und den Schotten nachziehn, sie zu jagen aus seinem Königreiche. Darauf nahm er Abschied von der Dame und sprach: „Meine theure Dame, Gott befohlen, bis auf Wiedersehn! und bitt' Euch, überlegt und faßt besseren Rath, als wie Ihr gesagt.“ „Theurer Herr!“ sagte die Dame: „Gott der Vater der Gnaden mit Euch, und vertreib' Euch

den feilen Gedanken. Denn ich bin bereit, heute und allzeit Euch in Ehren zu dienen.“ Somit schied der König ganz bestürzt hinweg zu seinem Heere, und zog den Schotten nach und folgte ihnen bis zur guten Stadt Warwick und lagerte sich 4 Stunden weit von dem Lager der Schotten.

Da handelten über Waffenstillstand einige wohlweise Männer, und kamen überein, daß auf 2 Jahre sollte Waffenstillstand seyn, sobald der König von Frankreich damit einverstanden wäre; denn so eng verbündet war der Schottenkönig mit König Philipp von Frankreich, daß er nicht Waffenstillstand noch Frieden schließen durfte, ohne dessen Gewähr. Und willigte derselbe nicht ein, sollte Waffenstillstand seyn zwischen Engländern und Schotten bis zum ersten des Maien. Und ledig der Haft gab König Eduard den Grafen von Murray, so der König von Schottland den Grafen von Salisbury aus der Haft in Frankreich erledigen mochte.

Der Waffenstillstand gefiel dem Könige von Frankreich wohl, und alsbald sandte er nach England den Grafen von Salisbury; so wurde auch der Graf von Murray nach Schottland geschickt.

IX.

Die Entsetzung von Stadt und Veste Hamibout.

Die Gräfinn von Montfort, die wohl Mannesmuth hatte und ein Löwenherz, war in der Stadt Rennes, als die Kunde erging, ihr Herr sey gefangen, und wiewohl sie Leides genug im Herzen trug, richtete sie alle ihre Freunde, und alle ihre Söldner doch großmüthig auf. Sie zeigte ihnen den kleinen Sohn, den sie hatte, Johann, wie sein Vater, genannt, und sprach zu Ihnen: „Seyd nicht also bestürzt, Ihr Herren, weil wir meinen Herrn verloren haben. Er war nur ein Mensch! Seht hier mein kleines Kind, das, geliebt es Gott, ihn ersetzen wird und Euch Gutes die Fülle thun. Mir ist sattsame Haabe, daß ich Euch geben und Euch einen Führer solden kann, der Euch alle aufrichten mag."

Und wie also die Gräfinn zu Rennes ihre Freunde und Söldner getröstet, ging sie in alle ihren Vesten und guten Städte, führte ihr Söhnlein mit sich, und sprach zu den Ihren und richtete sie auf, wie sie denen zu Rennes gethan, und verstärkte die Besatzun-

gen mit Mannschaft und Bedarf, zahlte reichlich überall, etwas drüber, wo sie meinte, daß es angewandt sey, kam darauf nach Hamibout*) am Meere, und hausete den Winter dort, und beschickte fleißig und mehrte ihre Besatzungen und tröstete sie, und zahlte ihren Leuten gar guten Sold.

Da nun die liebliche Sommerszeit gekommen war, zogen der Herzog von der Normandie und der Herzog von Burgund, die Herzöge von Alençon und Bourbon, der Graf von Blois, der Bruder Herrn Karls von Blois, der Connetable von Frankreich, der Graf von Guines, sein Sohn, Herr Jokob von

---

*) Ich kann nicht angeben, welche Stadt im jetzigen Bretagne Hamibout sey. Die Charten, so mir zu Gebote stehen, haben keine, welche ich dafür halten möchte. Wenn die Aehnlichkeit des Namens und die Lage auf Ambon oder Hennebon verweist, so ist dawider, daß die Gräfinn von Montfort von Mitternacht bis Sonnenaufgang im hohen Sommer den Ritt von Brest bis Hamibout vollbringt; also kann dieß nicht mehr als 4 Lieues etwa von Brest entfernt gewesen seyn. Humes Geschichte von England, die darüber vielleicht Aufschluß giebt, ist mir nicht zur Hand, so bitte ich den Leser, ihn zu suchen, wenn er sich nicht damit begnügen will, daß Hamibout auf der Nordwestküste der Bretagne, am Meere lag.

Bourbon, Herr Ludwig von Spanien und andre Herren und Barone Frankreichs nach der Bretagne mit Heeresmacht, und wollten Herrn Karl von Blois helfen, den Rest seines angesprochenen Erbes zu erobern.

Und als die Gräfinn von Montfort erfuhr, die Französischen Herren seyen wiederum im Anzuge mit also großer Heeresmacht, sandte sie Herrn Aimerich von Clisson nach England, König Eduard um Beistand zu bitten, unter solchem Beding, daß ihr Sohn, der junge Graf, einer Tochter des Englischen Königs verlobt werden solle, und diese den Titel führte, Herzoginn von Bretagne. Der König gewährte Herrn Aimerichs Gesuch, und befahl Herrn Gautier von Manny, so viel Kriegsvolk zu sich zu nehmen, als Herrn Aimerich gut dünkte, und 2 bis 3000 der besten Pfeilschützen Englands darüber, und sich alsbald zu rüsten und der Gräfinn von Montfort zu Hülfe zu ziehen. Also ging Herr Gottfried zur See, sammt Herrn Aimerich von Clisson, und mit ihnen zogen Herr Ludwig und Herr Johann, die beiden Brüder Lionell, der Haase von Brabant, Herr Hubert von Fresnoy, Herr Alard Sirefond und 6000 Krieger. Allein auf dem Meere geriethen sie in Nöthen, der Wind blies ihnen entgegen und sie mußten bei vierzig Tagen in See verharren.

Unterdessen hatte Herr Karl von Blois und die Französischen Herren, zu Anfange des Maien, Rennes

eingenommen, und jener hielt gerathen, vor Hamibout zu ziehen, der Meinung, da der Herr gefangen sey, wäre dem Kriege ein Ende, finge man dazu noch die Dame und den Sohn.

Bei der Gäfinn in Hamibout waren der Bischof von Leon, Ohm Herrn Heinrichs von Leon, der die Partei des Grafen von Blois hielt und gehalten hatte, seitdem der Graf von Montfort gefangen war, Herr Hugo von Tribiquedi, der Herr von Landernan, Herr Wilhelm von Ladudal, der Burgwart von Quinchamp, die zwei Brüder von Quirich, Herr Heinrich und Herr Olivier von Pennefort und Andre. Als nun die Gräfinn und die Ritter vernahmen, Herr Karl mit den Franzosen sey im Anzuge wider Hamibout und schon in der Nähe, befahlen sie, die Sturmglocke zu läuten, und daß Jeder sich waffne und ginge auf die Mauer.

Die Feinde kamen vor Hamibout, lagerten sich, und einige junge Fäntchen, Spanier, und Franzosen und Genueser gingen bis an die Außenwehr zu plänkeln, und einige aus der Stadt kamen heraus wider sie; da gab es ein hartes Treffen; die Genueser verloren dabei mehr, als sie gewannen. Um Vesperzeit ging jedweder in sein Quartier.

Am nächsten Tage hielten die Herren von Frankreich Rath, die Vorwehren zu berennen, die Haltung derer von drinnen zu erspähn, und zu versu-

chen, ob nichts zu erobern sey. So berannten sie am dritten Tage, Morgens um die Frühstunde, die Vorwehren mit solcher Gewalt, daß von drinnen herausdrangen der Tüchtigsten Einige und sich vertheidigten mit Macht. Bis Mittag währte der Sturm, da zogen, die angegriffen hatten, sich ein wenig zurück und ließen eine Menge Todter dahinten und führten eine Menge Verwundeter von dannen.

Die Französischen Herren ergrimmten gewaltig, als sie ihre Leute weichen sahen, und berannten von neuem die Stadt, mächtiger denn zuvor, und auch die von Hamibout strengten zur Abwehr sich an. Die Gräfinn von Montfort, im Panzerrocke, ritt auf einem Renner von Gasse zu Gasse durch die Stadt, und bat und ermahnte ihre Leute, sich gut zu halten, und ließ die Fräulein und Frauen die langen Röcke ausziehen, und Steine auf die Mauern tragen, sie auf die Feinde zu schleudern; ließ Töpfe mit siedendem Wasser und ungelöschtem Kalke auf die Mauern bringen, den Anstürmenden entgegenzuschütten.

Und darauf stieg sie auf einen gar sehr hohen Thurm, zu sehen, wie die Ihren sich hielten. Da erblickte sie vom Heere des Feindes die Herren und wer sonst, ihre Quartiere dahinten gelassen hatten und allzumal gegangen waren, den Sturm zu schaun. Und sie bestieg ihren Renner, gerüstet, wie sie war,

ließ mit sich 300 Reiter aufsitzen, ritt nach einem anderen Thore, wo nicht gestürmet ward, ließ es aufthun, ritt in der Stille hinaus mit ihrem Geleite, ritt fort gen Zelt und Quartiere der Französischen Herren, ließ Feuer daran legen, und fand Niemand daselbst, als Troßbuben und Knechte, die alsbald entflohn.

Als die Französischen Herren ihr Lager in Flammen sahn und hörten das Geschrei, da rannten sie nach ihren Quartieren zurück und schrien: „Verrath! Verrath!" So blieb Niemand beim Sturme, und wie die Gräfinn dieses sah, sammelte sie zu sich ihre Leute, und als sie vermerkte, sie könne nicht rückwärts nach Hamibout ohne zu großen Verlust, schlug sie eine andre Straße ein gen die Veste von Brest, die unfern gelegen ist. Als Herr Ludwig von Spanien, der Heeresmarschall war, zu dem brennenden Lager gekommen war, und die Gräfinn sah mit ihren Leuten, die davonritten was sie konnten, machte er sich hinterdrein, sie einzuholen, und ein Haufen Kriegsvolk mit ihm, und erreichte sie also fast, daß er Einige zurichtete und Einige todtschlug von ihren Leuten, die schlecht beritten waren. Allein die Gräfinn ritt so gut, daß sie und ein großer Theil der Ihren das obgenannte Schloß erreichten, wo sie mit großem Jubel aufgenommen ward.

Am folgenden Tage hielten die Herren von Frankreich Rath, die Zelte und Vorrath verloren hatten, wie sie sich unter Busch und Baum möchten herbergen, dicht vor der Stadt, und waren hoch erstaunt, als sie vernahmen, was die Gräfinn gethan.

Die von Hamibout wußten nicht, was aus der Gräfinn geworden sey und waren sehr bekümmert, denn sie blieben an fünf Tage ohne Kunde von ihr. Und mittlerweile warb die Gräfinn, daß sie bei 5 bis 600 Geleitsmänner gewann, alle gut bewaffnet und beritten. Damit brach sie auf von Brest um Mitternacht, und ritt, indem so eben die Sonne aufging, längs dem Französischen Lager dahin, und ließ sich das Thor aufthun der Veste Hamibout und ritt ein mit lautem Trompeten- und Zimbelschalle, worob das feindliche Heer erstaunte, sich waffnete und wider die Stadt zum Sturme, so wie die von drinnen auf die Mauern zur Abwehr. Und nun begann ein heftiger Sturm und dauerte bis zur Mittagsstunde, und die Franzosen verloren mehr als die von der Stadt. Um die Mittagsstunde ließen die Französischen Herren ab von der Mauer, denn ihre Leute ließen sich ohne Noth verwunden und tödten.

So zogen sie sich zurück und hielten Rath, daß Herr Karl von Blois das Schloß von Aulroy angreifen sollte, das König Artus befestiget, und mit ihm sollten ziehn der Herzog von Bourbon, der Graf

von Blois, der Konnetable von Frankreich, Herr Robert Bertrand, ein Theil der Genueser. Herr Ludwig von Spanien, Herr Heinrich don Leon, der Vicomte von Rohan, alle übrigen Genueser und Spanier sollten bleiben vor Hamibout, und von Rennes zwölf große Wurfmaschinen kommen lassen, in die Stadt zu schleudern, denn sie sahen, daß bei den Stürmen nichts gewonnen ward. So trennten sie ihr Heer in zwei Schaaren. Die Einen zogen nach Aulroy, die Andern blieben vor Hamibout.

Bald war die Festigkeit der Mauern durch die Wurfmaschinen also zerrüttet, daß die darinnen allgemach bestürzt wurden, und also geschah, daß der Bischof von Leon eines Tages auf sicheres Geleit sich mit Herrn Heinrich von Leon unterredete, durch dessen Verrath, sagte man, der Graf von Montfort sollte gefangen seyn. Sie sprachen selbander viel her und hin und kamen überein, wie der Bischof einen Vertrag unterhandeln sollte mit seinen Gefährten in der Stadt, dem zur Folge sie Hamibout Herrn Karl von Blois übergäben, und wie Herr Heinrich unterterhandeln sollte beim Gegentheile, daß sie friedlich gehalten würden von Herrn Karl von Blois, und nichts von ihrer Haabe verlören. So endete ihr Gespräch, und der Bischof kehrte in die Stadt zurück.

Die Gräfinn spürte alsbald den bösen Handel, und bat die Bretagnischen Herren um Gotteswillen, sie sollten deß nicht in Zweifel stehn, binnen drei Tagen käme ihr ein mächtiger Beistand. Allein der Bischof redete und bewies dawider mit so viel Gründen, daß er den Herren ein großes Schrecken einjagte, die Nacht hindurch. Und am Morgen hub er von Neuem an, so daß sie schon seinen Rath genehmigt, oder hart daran waren, ihn zu genehmigen.

Die Gräfinn stand an einem Fenster des Schlosses und schaute hinaus in's Meer und plötzlich rief sie laut aus mit großen Freuden: „Ich sehe den Beistand, den ich so herzlich ersehnt!" Und also rief sie zwei Mal. Da liefen die aus der Stadt auf die Mauern und an die Luken in den Mauern, und sahen einen Haufen Schiffe, groß und klein, lossteuren auf Hamibout und konnten wohl ermessen, daß dieß der Beistand aus England sey, der 40 Tage war in See gewesen.

Als der Burgwart von Quinchamp, Herr Hugo von Tribiquedi, Herr Galeran von Landernan und die anderen Ritter die Hülfe erblickten, da sprachen sie zum Bischofe, er möchte die Unterredung nur abbestellen, denn nicht mehr sey gerathen, dem nachzukommen, was er empfehle. Und der Bischof versetzte: „Dann trennt sich unsre Kammeradschaft, Ihr

Herren; denn ich gehe zu dem, der mir das beste Recht zu haben scheint." Darauf schied er von Hamibout und entbot der Dame Fehde, und allen ihren Genossen, und verkündete Herrn Heinrich von Leon wie die Sache stand.

Herr Heinrich ließ, voll Grimm, die größten Wurfmaschinen im Heere so nahe an das Schloß bringen, als man immer vermochte, und gebot zu schleudern ohne Unterlaß, bei Tag und bei Nacht. Die Gräfinn aber ließ Säle und Zimmer wohl mit Teppichen behängen und schmücken, die Herren und Baronen Englands gemächlich zu herbergen, die sie ankommen sah. Darauf sandte sie ein viel adeliges Geleit, sie einzuholen, und als sie ausgestiegen waren, ging sie ihnen selbst entgegen, mit großer Ehrerbietung, und dankte ihnen, und feierte sie auf's Beste, als sie vermochte, und gab den Rittern und Knappen geräumiges Quartier im Schlosse und Stadt und bewirthete sie am folgenden Tage mit großem Mittagsschmause.

Die ganze Nacht hindurch hatten die Wurfmaschinen ohne Aufhören geschleudert. Als der Nachmittag kam und der Schmaus vorüber war, da erkundigte Herr Gautier von Manny, welcher Führer war des Zuges, sich nach Lage der Stadt und des Heeres. Beschaute Alles und sprach: er hätte große Lust hinauszugehn und eine der größten Wurfmaschi-

nen niederzuwerfen, die ihnen gar nahe war und viel Unheil that; allein man wolle ihn geleiten. Da sagte Herr Hugo von Tribiquedi: er würde bei diesem ersten Ausfalle ihm mit nichten entstehn, und also sprach der Herr von Landernan und Andere, darauf gingen sie Alle und waffneten sich, und zogen in der Stille aus einem der Thore und nahmen 300 Schützen mit sich, die schossen dermaßen, daß sie diejenigen in Flucht jagten, welchen die Wurfmaschine bewachten. Die Kriegsleute, die hinter den Schützen kamen, tödteten einige, stürzten die große Wurfmaschine um, zertrümmerten und schlugen sie in Stücken, und streiften dann fürder, gen Zelt und Quartiere des Feindes, legten Feuer an und verwundeten und tödteten mehrere Krieger. Und als das Heer aufbrach, zogen sie gemach sich rückwärts. Allein kaum waren die aus dem Lager gewaffnet, so sprengten sie wie besessen hinterdrein. Als Herr Gottfried von Manny sie kommen sah, sprach er: „So nimmer mich grüße unsre gnädige Frau und werthe Freundinn, bevor ich Einen von denen, die da ankommen, zu Boden gerannt!" Darauf kehrte er um, den Degen in der Faust, wider die Feinde, und also thaten die beiden Brüder Lionell, der Haase von Brabant, Herr Hugo von Tribiquedi, Herr Galeran von Landernan und andere Kammeraden. Sie banden mit den Ersten den Besten an, warfen

Viele auf den Sand, die Beine gen Himmel, auch Einige von ihnen wurden geworfen. Darob entstand ein starkes Treffen, denn immer mehrere vom Heere drangen vor und verdoppelten ihre Anstrengung, so daß sich die Engländer immer rückwärts zur Veste mußten ziehn, von beiden Seiten gab es tapfere Ausfälle, tapfere Abwehr und waidliche Waffenthaten. Die Engländer zogen weislich sich rückwärts, bis an die Gräben, die aber, welche nicht mit aus der Stadt gegangen waren, die Wurfmaschine niederzuwerfen, kamen jetzo heraus, stellten sich auf vor den Gräben, und schossen so stark, daß die vom Heere ihnen wichen, und verwundeten und tödteten so Mann als Roß. Als die Französischen Herren sahen, daß sie im Nachtheile wären und verlören ohne Gewinn, ließen sie ihre Leute zurückgehn in's Quartier. Wie sie alle abgezogen waren, gingen auch die aus der Stadt zurück in ihre Häuser. Und nun stieg die Gräfinn von Montfort herab vom Schlosse im freudigen Wesen und küßte Herrn Gautier von Manny und seine Gefährten zwei Mal oder drei Mal als großmüthige Dame.

Am nächsten Tage berief Herr Ludwig von Spanien den Vicomte von Rohan, den Bischof von Leon, Herrn Heinrich von Leon und den Führer der Genueser zum Rathe. Da erwogen sie allzumal die feste Stadt Hamibout, die Hülfe die ihr gekommen

sey, am Schützen sogar, die alles hinrichteten. Und da sich kein Rath zeigte, um etwas zu gewinnen, sie also ihre Zeit vor der Stadt umsonst verwendeten, kamen sie überein, am folgenden Tage abzuziehen, und zogen vor das Schloß Aulroy, das Herr Karl von Blois berannte.

X.

Gottes Wege.

Vor der Veste Auberoche in Gascogne lag der Lieutenant Königs Philipp von Frankreich, der Graf von Laille, mit vielen Baronen und Herren der Provinz, und im Namen Königs Eduard von England hielten die Veste Herr Frank von Halle, Herr Alard Finefroide und Herr Johann von Lionell. Eng waren sie eingeschlossen ringsum, daß Niemand unbemerkt mochte eingehen noch aus. Vier große Wurfmaschinen schleuderten bei Tage und bei Nacht wider die Burg, sonst wurde sie nicht berennet, doch binnen sechs Tagen lagen zerschmettert die Zinnen der Thürme, so, daß die Besatzung sich unter der Erde in Keller und Gewölbe barg.

Die Belagerer hatten geschworen, sie zu verbannen männiglich, so sie sich nicht ergeben würde auf Gnade oder Ungnade. Wohl war dem Führer des Englischen Heeres, dem Grafen von Hervey, Kunde gekommen, daß Auberoche belagert sey, die Noth der Besatzung kannte er nicht.

Da beriefen die Englischen Herren in der Burg die Knechte zusammen, und fragten wer Botenlohn

verdienen wollte und tragen einen Brief, den sie geschrieben nach Bordeaux, und geben ihn dem Grafen von Hervey. Und ein Knecht trat hervor und sprach: er wollte gern den Brief dem Grafen bringen, des Lohnes wegen nicht, aber um sie zu befreien. Er nahm den Brief, vernähte ihn in seinem Rocke und ließ sich zur Nachtzeit hinab in den Graben, und als er unten war, stieg er jenseit bergan, machte sich auf den Weg durch das Heer, denn er mußte durchhin, wurde angerufen von der ersten Wache, nannte einen Herrn des Heeres, als ob er ihm angehörte, und kam glücklich durch, denn er konnte Gascognisch reden.

Aber jenseit der Zelte, da hielt man ihn an, griff ihn, führte ihn ins Lager, befragte, befühlte ihn, fand den Brief, und bewachte ihn bis der Morgen kam, und die Herren aus dem Lager sich versammelten, ins Zelt des Grafen von Laille, und lasen den Brief, voll Freude zu hören, wie die Besatzung des Schlosses dermaßen hart bedrägt wäre, daß sie es nicht lange mehr zu halten vermöchte.

Darauf nahmen sie den Knecht, schnürten ihn zusammen, hingen ihm den Brief um den Hals, legten ihn in eine der Wurfmaschinen und schleuderten ihn zurück ins Schloß, daß er todt niederfiel zwischen den übrigen Knechten, die stark erschraken.

Zur selbigen Stunde saß dann der Graf von

Laille mit den Gascognischen Herren zu Roß, sprengten hart vor die Mauern von Auberoche und riefen mit Hohn: „Ihr Herren, fragt doch Euren Boten, wie er den Grafen von Hervey gerüstet traf, oder ob er so ungern von dannen aus Eurer Veste ging, daß er schon wieder von der Reise zurückgekehrt ist.“ Und somit versetzte Herr Frank von Halle: „Bei meiner Treu, Herren, wie eng wir hier selbander auch jetzt eingeschlossen sind, so werden wir frei, wenn es Gott geliebt und dem Grafen von Hervey. Und wollte Gott, der Graf der wüßte wie es um uns steht, denn so er es wüßte, wäre keinem von Euch gerathen, das Feld zu halten. Und wollt Ihr es ihm zu wissen thun, so stellt der Unsren einer sich Euch in Haft, auf ein adeliges Lösegeld, wie sich's gebührt.“ „Mit nichten, mit nichten,“ riefen die Franzosen: „das wird nicht geschehn! Der Graf von Hervey der hört von Euch, wenn wir Euer Schloß dem Erdboden gleich gemacht, und um Eure Leben zu retten, Ihr selbst Euch ergeben habt auf Gnade oder Ungnade.“ „Wahrhaftig,“ sprach Herr Frank von Halle, „so ergeben wir uns nicht, und sollen wir auch alle hier sterben!“

Da sprengten die Französischen Ritter vorbei und kamen zum Heere und die Englischen Herren blieben in Auberoche fast verblüfft; denn die Wurfmaschinen

schleuderten Steine über Steine auf sie, als ob das Wetter vom Himmel drein schlüge.

Aber jedes Wort des Knechtes, seinen Anschlag, seinen Unfall, den Inhalt seiner Briefe, die Noth der Besatzung von Auberoche erfuhr der Graf von Hervey zu Bordeaux; denn von einem Spione, der im Lager war, wurde ihm alles berichtet. Da beschied er auf eine gewisse Stelle Herrn Heinrich von Starford, Herrn Etienne von Dombay, die zu Livorno waren, den Grafen vom Pembroke aus Bergerac, er selbst mit Herrn Gautier von Manny und ihrem Geleite ritt heimlich aus Bordeaux von Führern geleitet, die der Wege wohl kundig waren. Sie ritten nach Livorno und blieben daselbst einen Tag und erwarteten den Grafen von Pembroke, und ritten dann weiter, als dieser nicht kam, voll Verlangen, die Ritter in Auberoche zu befreien, und ritt die Nacht hindurch mit seinen Gefährten, und kamen gegen Morgen an ein kleines Gehölz, zwei Stunden von Auberoche, und machten darinne halt, stiegen ab von den Pferden und banden sie an Strauch und Baum und ließen sie grasen, dieweil der Graf von Pembroke käme, und blieben dort und warteten den ganzen Morgen, bis zur Mittagszeit, und wußten nicht, was zu thun; denn sie waren nur 300 Lanzen und 600 Schützen, und der Franzosen vor Auberoche waren 10 bis 1200 Mann. Wiederum dünkte

es ihnen auch wieder feig und träge, ihre Kammeraden nicht aus der Gefahr befreien. Endlich rief Herr Gautier von Manny: „Ihr Herren, sitzen wir auf und reiten das Holz entlang, und wenn wir durch sind, was dicht an ihrem Lager ist, machen wir uns bereit, geben unsern Pferden die Sporen, schreien unser Geschrei, und treffen die Herren beim Nachtmahle und treffen sie so verstöhrt, daß keiner von allen Stich halten wird." Die Ritter, die den Rath vernommen, sprachen: „dem geschehe also, wie Ihr befehlt." Darauf ging jeder zu seinem Rosse, schirrte es auf, ließ sich selbst die Waffen anlegen; Pagen und Knechte und Gepäck blieben zur Stelle im Holze; sie aber ritten gemach das Holz entlang, bis sie jenseits kamen, ins Freie, wo das Lager der Franzosen stand in einem weiten Thale, an einem kleinen Flusse. Da entfalteten sie Banner und Fähnlein und spornten ihre Rosse, und griffen von vorn, längs der Breite das Lager der Gascognischen Herren und Baronen an, die sich waidlich verwunderten und des Ueberfalls gar nicht versahn, sich anschickten zum Nachtmahle, oder beim Nachtmahle saßen. Die Engländer aber wußten gar wohl, was zu thun, schrien: „Hervey hier! Hervey zum Grafen!" stürzten Zelte und Quartiere zu Boden, verwundeten und tödteten Leute, daß die Franzosen nicht wußten, was zuerst anzugreifen. Und als sie sich zur Abwehr zusam-

menziehen wollten aufs freie Feld, siehe da Bogenschützen und Armbrustschützen, die auf sie schießen und sie tödten.

Da ist der Graf von Laille in seinem Zelte gefangen und schwer verwundet; in seinem Quartiere der Graf von Perigord und sein Oheim, Herr Roger. Erschlagen der Herr von Duras, Herr Aimar von Poitiers. Gefangen dessen Bruder, der Graf von Valentinois. Ein jeder floh, was das Zeug hielt; doch der Graf von Carmain, der von Villemur, von Bruniquet und andre Herren, die jenseit des Castells lagen, sammelten sich, richteten die Banner auf, zogen sich ins Feld, und die Engländer wider sie mit Geschrei.

Aber Herr Frank von Halle, Herr Johann von Lionell, im Schlosse Auberoche, vernahmen den Lärm, erkannten ihrer Leute Banner und Fähnlein, rüsteten sich in Eile mit den Ihren, saßen auf, und sprengten hervor aus der Burg, ins dichteste Gewühl der Schlacht, den Engländern ein mächtiger Beistand.

So hat der treue, großmüthige Knecht doch Auberoche befreit, und seine edle Seele nahm Gott in ein besseres Leben.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Woltmann, Karoline von,

Historische Darstellungen zu mehr individueller Kenntniß der Zeiten und Personen

Halberstadt 1820

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2610
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414739-2